

Liste der Bilder des SSW und der Kommentare nach inhaltlichen Serien geordnet

Bildfolgen von 1936—1955

Die Kommentare zum SSW, schweizerische Realienbücher, wurden von Fach- und Schulmännern verfasst, redigiert von Dr. Martin Simmen, Seminarlehrer, Luzern, Beauftragter für das SSW von der Kommission für interkantonale Schulfragen.

Verlag und Bezugsstelle der Kommentare: Schweizerischer Lehrerverein, Postfach Zürich 35; auch bei Ernst Ingold & Cie., Vertriebsstelle des SSW, Herzogenbuchsee. Preis je Fr. 2.— (inbegr. Wust). Bilder im Abonnement: 4 pro Jahr Fr. 21.80 (inbegr. Wust); Einzelbilder für Abonnenten Fr. 5.45, für Nichtabonnenten Fr. 7.—.

Landschaftstypen

(Die Zahlen bezeichnen die Bildnummern.)

- Nr. 12 **Faltenjura.** Maler: Carl Bieri, Bern.
Kommentar: Alfred Steiner-Baltzer.
- Nr. 24 **Rhonetal bei Siders.** Maler: Théodore Pasche, Oron-la-Ville.
Sammelkommentar 4. Bildf. (Hans Adrian, Ernst Furrer, Werner Kämpfen), vergl.
- Nr. 29 **Gletscher (Tschierva-Roseg).** Maler: Viktor Surbek, Bern.
Kommentar: Wilhelm Jost, Franz Donatsch.
- Nr. 37 **Bergsturzgebiet von Goldau.** Maler: Carl Bieri, Bern.
Kommentar: Alfred Steiner, Adolf Bürgli.
- Nr. 60 **Tafeljura.** Maler: Carl Bieri, Bern.
Kommentar: Paul Suter.
- Nr. 61 **Rheinfall.** Maler: Hans Bühler, Neuhausen.
Kommentar: Jakob Hübscher, G. Kummer, O. Schnetzler, A. Steinegger, E. Widmer.
- Nr. 67 **Delta (Maggia).** Maler: Ugo Zaccheo, Minusio Locarno.
Kommentar: Hs. Brunner, Irene Molinari, Gerhard Simmen.
- Nr. 77 **Blick über das bernische Mittelland.** Maler: Fernand Glauque, Montiller.
Kommentar: Alfred Steiner-Baltzer, Bern.
- Nr. 85 **Zürichseelandschaft.** Maler: Fritz Zbinden, Horgenerberg.
Kommentar: Eugen Halter, Walter Höhn, Erwin Kuen, Hannes Maeder, Franz Schoch.

Pflanzen und Tiere in ihrem Lebensraum

- Nr. 6 **Bergdohlen.** Maler: Fred Stauffer, Wabern.
Kommentar — Alpentiere in ihrem Lebensraum: Dohlen, Murmeltiere: Otto Börlin, Martin Schmid, Alfred Steiner, Hans Zollinger.
- Nr. 7 **Murmeltiere.** Maler: Robert Hainard, Genf.
Kommentar (siehe Nr. 6).
- Nr. 9 **Igelfamilie.** Maler: Robert Hainard, Genf.
Kommentar: Alfred Steiner, Karl Dudli.
- Nr. 17 **Arven in der Kampfzone.** Maler: Fred Stauffer, Wabern.
Sammelkommentar 3. Bildf. (Martin Schmid, Ernst Furrer, Hans Zollinger). Vergl.
- Nr. 22 **Bergwiese.** Maler: Hans Schwarzenbach, Bern.
Kommentar: Hans Gilomen †
- Nr. 26 **Juraviper.** Maler: Paul André Robert, Le Jorat-Orvin.
Kommentar: Zwei einheimische Schlangen (Alfred Steiner).
- Nr. 38 **Hügelnattern.** Maler: Walter Linsenmaier, Ebikon bei Luzern.
Kommentar (siehe Nr. 26).
- Nr. 36 **Vegetation an einem Seeufer.** Maler: P. A. Robert, Orvin.
Kommentar: Walter Höhn, Hans Zollinger (2. Auflage).
- Nr. 50 **Gemsen.** Maler: Robert Hainard, Genf.
Kommentar: Hans Zollinger.
- Nr. 57 **Adler.** Maler: Robert Hainard, Genf.
Kommentar: Robert Hainard, Willy Huber, Hans Zollinger.
- Nr. 69 **Fuchsfamilie.** Maler: Robert Hainard, Genf. Kommentar: Hs. Zollinger.
- Nr. 78 **Vögel am Futterbrett.** Maler: Adolf Dietrich, Berlingen (Thurgau)
Kommentar: A. Schifferli, Friedr. Frey, Rud. Egl.
- Nr. 82 **Frühlingswald.** Malerin: Marguerite Ammann, Basel.
Kommentar: Alice Hugelschofer, Hans E. Keller, Alfred Surber.
- Nr. 86 **Metamorphose eines Schmetterlings.** Maler: Willy Urfer, Zollikon.
Kommentar: Adolf Mittelholzer.
- Nr. 87 **Störche.** Maler: Robert Hainard, Bernex-Genève.
Kommentar: Max Bloesch, Hans Zollinger.

Der Mensch und seine Umwelt — Boden und Arbeit

- Nr. 1 **Obsternte.** Maler: Erik Bohny, Dornach.
Maschinengeschriebener Kommentar (Willi Schohaus, Otto Fröhlich).
- Nr. 10 **Alpfahrt.** Maler: Alois Carigiet, Zürich.
Kommentar: Adrian Imboden, Willi Schohaus, (3. Auflage).
- Nr. 11 **Traubenernte im Waadtland.** Maler: René Martin, Perroy-Rolle.
Kommentar: Charles Grec, Otto Peter †, Moritz Javet.

Kommentare zum Schweizerischen Schulwandbilderwerk

XX. Bildfolge 1955

Redaktion der Kommentare:

Dr. MARTIN SIMMEN

Seminarlehrer, Luzern

Redaktor der Schweiz. Lehrerzeitung

ZÜRICHSEE-
LANDSCHAFT



GG 4.5.2 Züh

Texte von

Eugen Halter, Sekundarlehrer, Rapperswil

Dr. phil. Walter Höhn-Ochsner, Sekundarlehrer i. R., Zürich

Erwin Kuen, Lehrer, Küsnacht (Zch.)

Dr. phil. Hannes Maeder, Seminarlehrer, Küsnacht (Zch.)

Prof. Dr. phil. Franz Schoch, Seminarlehrer, Küsnacht (Zch.)

Verlag: Schweiz. Lehrerverein, Beckenhof, Zürich 6
Postfach Zürich 35 (Unterstrass)

Weitere Bezugsstelle: Ernst Ingold & Co., Herzogenbuchsee
Vertriebsstelle des Schweiz. Schulwandbilderwerkes

Preis Fr. 2.—

8123



000108482

SPG

SSW K 85

Reihe der Schweizerischen Pädagogischen Schriften
93. Heft



Herausgegeben von der
Studiengruppe für die Schweiz. Pädagogischen Schriften
im Auftrage der
Kommission für interkantonale Schulfragen
des Schweizerischen Lehrervereins
unter Mitwirkung der
Stiftung Lucerna

Alle Rechte vorbehalten

Druck: A.-G. Fachschriften-Verlag & Buchdruckerei, Zürich



000108482

392

Das Schweizerische Schulwandbilderwerk

(SSW)

wird mit Unterstützung des Eidgenössischen Departements des Innern und unter Mitwirkung einer Delegation der Eidgenössischen Kunstkommission, der Pädagogischen Kommission für das SSW und der Kommission für interkantonale Schulfragen vom Schweizerischen Lehrerverein herausgegeben

Der Bund finanziert die Entwürfe der Maler und honoriert die druckfertigen Bilder, welche die von der Eidgenössischen Jury für das SSW beauftragten Künstler abliefern.

Die erwähnte, vom Eidgenössischen Departement des Innern ernannte Jury besteht aus vier Mitgliedern aus der Eidgenössischen Kunstkommission oder anderen Vertretern der Maler und aus vier Pädagogen, welche von der Pädagogischen Kommission für das SSW der Wahlbehörde vorgeschlagen werden. Die Jury bestimmt unter der Oberleitung des Sekretärs des Departements des Innern die definitiv zur Ausschreibung gelangenden Bildmotive, die Liste der einzuladenden Künstler und schliesslich die zur Ausführung freigegebenen Entwürfe.

Eine aus einer grösseren Zahl namhafter Pädagogen aus allen Landesteilen und Fachexperten bestehende Pädagogische Kommission für das Schulwandbilderwerk (in welcher die Kommission für interkantonale Schulfragen des Schweizerischen Lehrervereins als organisatorische Basis gesamtthaft mitwirkt und das Präsidium führt) prüft die prämierten Entwürfe auf ihre pädagogische Verwertbarkeit und stellt eventuell Abänderungsanträge. Nach Eingang der definitiv bereinigten Originale nimmt die Pädagogische Kommission für das SSW die Wahl der Jahresbildfolgen vor und stellt dafür in der Regel auch das Druckverfahren fest.

Den rein geschäftlichen Teil, das heisst die Druckverträge und den Vertrieb, besorgt die Firma E. Ingold & Co. in Herzogenbuchsee auf eigene Rechnung und Gefahr. Sie wird von oben genannten Instanzen in bezug auf die Preisbestimmung, die Auswahl der Offizinen und die Druckausführung kontrolliert. Die Ausarbeitung der Bildbeschriebe für das planvoll angelegte Anschauungswerk, die Pressepropaganda und die Herstellung der Kommentare ist Aufgabe der Kommission für interkantonale Schulfragen und ihrer Organe.

Das Werk will den schweizerischen Schülern das mannigfache Bild der Heimat vermitteln und dem Lehrer dazu die geeigneten anschaulichen, einheimischen, von Schweizer Künstlern geschaffenen, würdigen Lehrmittel wohlfeil zur Verfügung stellen.

INHALT

	Seite
Zürichseelandschaft <i>Erwin Kuen</i>	5
Der Bildinhalt	5
Aus der Geologie des Zürichseebeckens ... <i>Walter Höhn</i>	15
A. Die Bildungen der Tertiärzeit	15
1. Zur Einführung	15
2. Die Gesteinsarten des Felsuntergrundes	16
3. Das Molassemeer	17
4. Das Antlitz unserer Gegend während der Molassezeit	19
5. Erdkrustenbewegungen am Ende der Tertiärzeit	20
B. Die Eiszeit	21
1. Die Bedeutung der Eiszeit (Diluvium) für das heutige Landschaftsbild	21
2. Die Gliederung der Eiszeit	22
C. Die Nacheiszeit	27
1. Verlandung stehender Gewässer	27
2. Erosion der Bachtobel	29
3. Tuffe	30
4. Ausblick	31
D. Literatur	31
Aus der Geschichte des Zürichseegebietes ... <i>Franz Schoch</i>	32
Urzeit	32
Kelten und Römer	33
Das Mittelalter	35
Reformation und neuere Zeit	40
Die Neuzeit	44
Aus der Literaturgeschichte des Zürichseegebietes	
<i>Hannes Maeder</i>	46
Rapperswil <i>Eugen Halter</i>	55
Beiträge zur Behandlung der Zürichseegegend auf der Mittelstufe <i>Erwin Kuen</i>	66

ZÜRICHSEELANDSCHAFT



Serie: Landschaftstypen
Maler: Fritz Zbinden, Horgenberg

Der Bildinhalt

(Anschlußstoffe für besondere Lektionen siehe Seiten 65—68)

Der Vordergrund unseres Bildes stellt ein Stück des rechten Seeufers — des Sonnenufers — dar. Das verrät nicht nur der Blick in die vom Föhn nahegerückten höheren Mittelland- und Voralpengipfel, die sich am Horizont über dem jenseitigen Ufer erheben; auch der steil abfallende Uferhang gibt sich mit der weithingedehnten *Rebhalde* als ein der Sonne zugekehrter Terrassenhang der Pfannenstielkette zu erkennen. Die Nähe der Inseln Ufenau und Lützelau und des Schlosshügels von Rapperswil deutet überdies auf die Gegend östlich von *Stäfa*. Hier wächst an der Sternenthalde und an der Risihalde (bei Uerikon) ein gut Teil des Zürichseeweiues.

Einst zog sich dem ganzen rechten Seeufer entlang an den Hängen ein nur von den Bachtobeln unterbrochenes Band von Reben; sogar das linke Ufer wies zur Zeit der grössten Ausdehnung des Rebbaus (um 1850) ansehnliche Rebbestände auf. Das änderte sich mit der Entwicklung des Eisenbahnverkehrs:

Nicht nur konnten jetzt fremde Weine billig eingeführt werden, sondern die Dörfer des untern Seeteils dehnten ihr Siedlungsgebiet mit dem Zuzug der «Pendelwanderer», die tagsüber ihrem Verdienst in der nahen Großstadt nachgehen, gewaltig aus, wobei die Rebberge als besonders begehrtes Bauland verkauft wurden. Zu alledem zwangen die vom Ausland eingeschleppten verheerenden Rebkrankheiten die Weinbauern zu zeitraubender Schädlingsbekämpfung. — Kein Wunder, wenn viele Entmutigte ihre Reben preisgaben! (In den letzten 50 Jahren ist die Rebfläche um den Zürichsee auf einen Zehntel zusammengeschrumpft; 1904: 1050 ha, 1954: 100 ha! Im ganzen Kanton Zürich 1954: 624 ha.)

Schmucke, zum Imbiss einladende Rebhäuschen mit buntbemalten Fensterläden geben dem Gelände einen besondern Reiz. Einige dieser turmartigen Häuschen gehören samt dem Rebland, in dem sie stehen, im ganzen etwa $3\frac{1}{2}$ Hektaren, der Eidgenössischen *Versuchsanstalt* für Obst-, Wein- und Gartenbau in Wädenswil. Aus den Erfahrungen, die man mit den hier erprobten Neuerungen macht, und aus den mannigfachen Forschungsergebnissen können alle Weinbauern des Landes grossen Nutzen ziehen.

So werden beispielsweise während vieler Jahre die Eigenschaften der von bestimmten Pflanzen durch Stecklinge gewonnenen Nachkommen geprüft und durch fortwährende *Auslese* Reben mit besonders erwünschten Eigenschaften gezüchtet (= Klonselktion). Bekanntlich müssen dabei wegen der im Jahre 1878 eingeschleppten Reblaus die gegen diesen Schädling empfindlichen europäischen Edelsorten auf die ihm widerstehenden Wurzelstöcke wilder amerikanischer Reben («amerikanische Unterlagen») aufgepfropft werden.

Auch verschiedene Arten der *Bodenbearbeitung* werden erprobt. Bei dem in den letzten Jahren angewandten neuen Verfahren wird bei Beginn des Winters mit einem besondern Pflug und mit Hilfe von Seilwinden angehäufelt («zugepflügt»), wobei die links und rechts aufgeworfene Erde die Veredlungsstellen an den Wurzelstöcken deckt und die gleichzeitig erwirkte Oberflächenvergrößerung ein besseres Ausfrieren des Bodens ermöglicht. Ende April wird dann mit demselben Pflug bei anders gestellten Scharen «abgepflügt» und dadurch der Boden nochmals gelockert und von Unkraut befreit (was früher durch das Karsten geschah). — Während des Winters wird alle drei Jahre auf Brettern zwischen den Reihen von oben herunter Mist geschleppt, in den Zwischenjahren Kunstdünger ausgestreut. Das Wurzel-

werk nimmt diese Nährstoffe überall auf, da es filzartig den ganzen Boden durchzieht. — Für solche Bodenpflege wäre natürlich ein weiter Abstand zwischen den Reihen erwünscht; doch setzt die *Schwemmgefahr* bei dem Steilhang und den oft ziemlich ausgiebigen Niederschlägen diesem Abstand eine Grenze: Bei einer Breite von über 1,10 m würde zuviel Erde mitgerissen.

Damit die Schwemmwirkung nicht zu gross wird, hat man quer zu den in der Fallrichtung führenden Zementtreppen in verschiedener Höhe Schwemmgräben aufgeworfen, die auf je 1 m Länge bis zu 1 m³ Schwemmaterial fassen können.

Beim Emporsteigen auf einer der erwähnten Treppen fallen uns dünne Röhrenstränge auf, die waagrecht über die Rebstöcke hingezogen sind oder einer Mauer entlanglaufen. Es sind *Spritzleitungen*, an deren Anzapfstellen die Hochdruckspritze angeschlossen werden kann. Mit ihrer Hilfe vermögen zwei Mann in einem Tag etwa 2¹/₂ ha Reben zu spritzen.

Wir steigen durch mehrere Rebkammern, in denen der Rebmann zur Zeit der Winterruhe die Stöcke in verschiedener Weise, je nach Sorte und Alter der Pflanzen, geschnitten hat und im Frühjahr zwei oder mehr der aus den Augen eines «Zapfens» oder «Bogens» getriebenen Schosse hat laufen lassen, während die andern ausgebrochen wurden. Die Laufschosse sind teilweise in althergebrachter Art mit Schaub (Roggenstroh) an die Stickle gehftet, teilweise mit den bequemen, aus Stahldraht hergestellten Wädenswiler Rebringen befestigt worden.

Wir lernen nun auch gerade die hier wachsenden Hauptsorten kennen: den Blauen Burgunder oder Clevner mit dem bläulichen, den Riesling-Sylvaner mit dem gelblichen und den Räuschling mit dem bräunlichen Rebholz.

Dort drüben sind 30 Jahre alte Reben gerodet und nach gehörigem «Rigolen» mit einem tiefgehenden Pflug junge angepflanzt worden; in jener andern leeren Kammer versucht man's zunächst mit einer Zwischenpflanzung von Klee (Stickstoffbildner!). So wird in den Reben der Versuchsanstalt gearbeitet, im Bestreben, dem Rebbau durch neue Errungenschaften neuen Auftrieb zu geben.

Der Rebmann auf unserem Bild schreitet zwischen den waagrechten Reihen von Stock zu Stock, um überflüssige Schosse auszubrechen («Chlimme» oder «Verzwickte» nennt man das am Zürichsee); später im Sommer müssen die über die Stickle hinauswachsenden Aufheftschosse oben mehrmals «abgenommen» werden, bis das Wachstum des Laubwerks allmählich zur Ruhe kommt. Die Rebe soll eben mit ihren Kräften haushalten. (Bei den heute

durch Auslese erhaltenen, leistungsfähigen Sorten geht man weniger rigoros vor als im früheren, strengen «Laubwärc».)

Zu den 20 bis 23 Rebwerken des Jahres gehören überdies das Schneiden, Sticken, Anbinden (des mehrjährigen Holzes) und Heften (der Schosse); dazu kommen vier bis fünf Bodenbearbeitungen, das Düngen und etwa sechs Spritzungen. Die wichtigsten Arbeitsgeräte sind: der Gertel zum Abschlagen der im Boden verfaulten Stickeenden, das Stickeisen zum Einstossen der neuen Rebstecken, der Fuchsschwanz zum Absägen mehrjährigen Holzes, die Rebschere und Winzerschere (an Stelle der früheren, sichelförmig gebogenen Messer), der Karst und der Rebflug.

Das alles bedeutet unendlich viel Arbeit, und nicht immer lohnt der Ertrag beim «Herbschte» dem Weinbauern all diese Mühe!

De Rübme

*De Hornig säit zum Rübme:
Mer müend a d' Aarbet gaa!
Es Säägeli, e Rübsehäär
und Holzschue händs mitgnaa.*

*De Merzen isch na stränger:
S muess gleitig gsticket sy.
Was nüd wott hebe — use!
Scho fabrt de Görtel dry.*

*Jetzt schnäll en neue Sticket!
De Rübme gümplet uf
und truckt us ale Chrefte
sys Sticketlise druuf.*

*Dää wäär im Boden ine!
Bald stygt de Saft is Holz.
De Rübme chan jetzt b o g e ,
und chnellit nüüt, isch er stolz.*

*Mit Schaub wird d'Rüüb aapunde,
der Abrille chunt is Land
und truckt em Rübme schmauzig
de Chaarscht i d'Schwilehand.*

*Scho chömed d'Schössli füre.
Es trybt an alen Aend:
Mer muess die Stöck erlääse,
wils z v i l im Sinn gha händ.*

*De Maie lachet drüber,
trybt äifach nöui Schoss.
Soo gaats nüd wyter; dëewääg
wird nüd ä i s Beeri grooss!*

*Öi tüe mer jetz verzwicke,
lönd nu die Schoss daa staa;
de Näärsaft us em Bode
cha dänn daa ine gaa.*

*De Summer git mit Sprütze
dem Rübmen oordli ztue.
Räbschooss und Uchruut wachsed
und lönd em au kü Rue.*

*— Gits hääür en guete Wümmet?
Mer hoffet, 's seig esoo!
De Rübme hetts verdienet
und wääer — bigryfli! — froo. E. K.*

Das heute mitten in Obstbäumen, die im milden Seeklima besonders gut gedeihen (Stäfner Rosenäpfel!), auf einem Streifen flachen Landes stehende *Zürcher Weinbauernhaus* war vor dem Bau der am Fuss der Rebhalde angelegten Bahnlinie auch von Reben umgeben. Es ist ein Riegelhaus, vielleicht mit Bauholz aus dem eigenen Wald früherer Besitzer und in seinem Unterbau aus behauenen Natursandstein der Seegegend erstellt. Die Unterbringung des Geschirrs, der vielen Ständen, Gelten, Stichel usw. und die Lagerung des Weins in hohen Fässern verlangten seit je grosse Kellerräume, die oft mit Kreuzgewölben überspannt sind und deren mit Wappensteinen gezierte Bogentore meist unter einer doppelten, zum hochgelegenen Hauseingang führenden Aussentreppe liegen. — Trottbäume hatten früher natürlich nicht in jedem Bauernhaus Platz; darum bedienten sich kleinere Weinbauern besonderer öffentlicher Trottgebäude. Die heutigen Pressen beanspruchen bedeutend weniger Raum.



Abbildung 1
«Vordere Rüti» Wädenswil, aufgezogene Falläden

Diese alten Zürichsee-Riegelbauten — man ging da und dort im 17. und 18. Jahrhundert sogar zum Steinbau über — entbehren nicht einer gewissen städtisch anmutenden Vornehmheit, die ganz zum urbanen Wesen der Weinbauern passt, durch deren Hände mehr Geld ging als durch die anderer Landbewohner. Besonders reizvoll wirken die bemalten Falläden und die originell geschnitzten Holzstreben am geschifteten Dachvorsprung vieler Häuser (siehe Abbildungen von der «Vordern Rüti» in Wädenswil! An der Giebelseite das sogenannte Züri-Vieri). Stoff für Zeichenstunden!

Vor solchen Häusern wurden beim Herannahen der Weinlese, als noch keine Wasserleitungen in die Häuser führten, Heizkessel zum Warmwassermachen aufgestellt, wozu man auf das Wasser der Brunnen angewiesen war. Die Fässer wurden nun gereinigt und die während des Sommers leck gewordenen Gelten und Ständen verschwelt. — Zum Abschluss der Lese aber wurde bei Tanz und Sauser in froher Gemeinschaft der «Chrähahne» gefeiert.

Wo sich die Möglichkeit bietet, wird man die Schüler durch einen Berufsmann in einem nahen Rebberg mit den wichtigsten Rebwerken im Laufe des Jahres vertraut



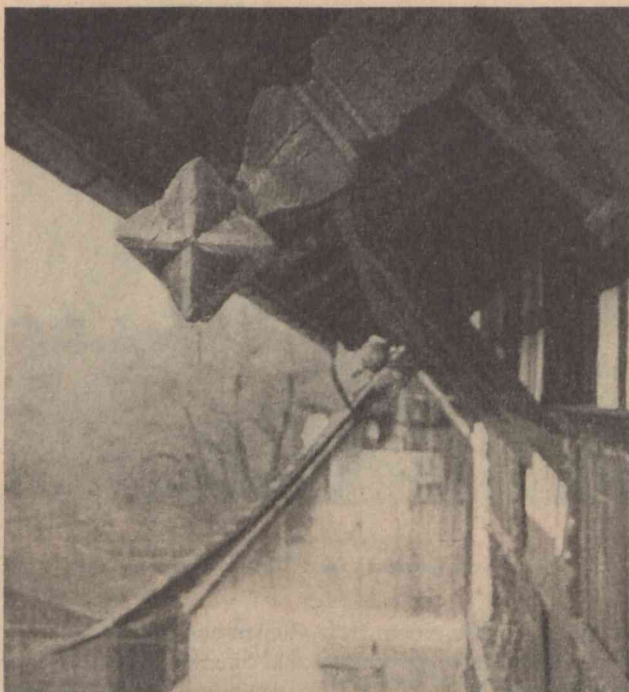
Abbildung 2
Gleiches Haus, Züri-Vieri

machen lassen. In einem Heft «Reben und Rebwerk» werden die Beobachtungsberichte und Skizzen gesammelt. — Auf höherer Stufe können im Anschluss an die Bildbesprechung Themen wie: «Arten der vegetativen Vermehrung (Stecklinge, Ausläufer, Knollen, Zwiebeln)» — «Die Bedeutung der Versuchsanstalten und Fachschulen für die Landwirtschaft» — «Schädlinge und ihre Bekämpfung» — «Die Herstellung von Traubensaft und andern alkoholfreien Getränken» — «Nasser Zehnten und Trottenbetrieb in früheren Zeiten» behandelt werden, eventuell auch «Früchte und Farbstoffe» (um dem Wein den roten Farbstoff zuzuführen, der in der *Haut* der blauen Beeren enthalten ist, lässt man das ungespresste Traubengut bis zu einem gewissen Stadium gären; sogenannte Süssabdrucke liefern helle Weine). — Für die Zeichenstunde: «Werkzeuge des Rebmanns» — «Zürcher Weinbauernhaus».

Für die Rechenstunde:

Ertrag der Reben eines Musterbetriebes:

Beim Blauen Burgunder 800 g Trauben je m²

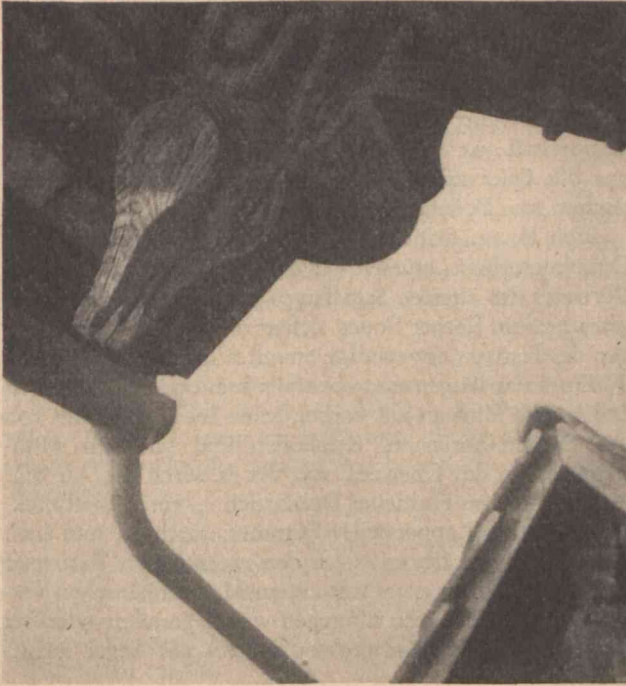


Abbildungen 3 und 4
Originelle Schnitzereien an den Streben des Dachvorsprungs
 (Aufnahmen des Verfassers)

Beim Riesling-Sylvaner 1,2 kg Trauben je m²
 Wieviel auf einer Fläche von . . . ?
 Aus 1,2 kg Trauben gewinnt man 1 l Saft, wieviel aus
 6 kg – 72 kg – 1,08 q – 14,4 q?

Zürcherischer Weinertrag 1954:

Blauer Burgunder	10 406 hl
Riesling-Sylvaner	3 415 »
Räuschling	2 024 »
Roter Traubensaft (von Direktträgern)	3 249 »
Andere Sorten	? »
Gesamtertrag	19 296 hl



Dazu kommen 4490 kg Tafeltrauben. (Schlechtes Ergebnis wegen ungünstiger Witterung!)

Wieviel hl Wein und Traubensaft und wieviel kg Tafeltrauben trifft es durchschnittlich auf eine der 624 ha Rebfläche?

* * *

Der Rebbauer auf unserem Bild wird wohl von seiner Arbeit gelegentlich aufschauen und Ausblick halten über «den hellsten See der Schweiz», wie ihn ein Dichter genannt hat, auf den grünen Etzel, die Wäggitalerberge und das blinkende Weiss des Glärnisch-Massivs dazwischen. Vielleicht lässt er sein Auge aber auch auf der lieblichen Ufenau und ihrem Kirchlein ruhen, wo die Bewohner der Gegend einst kirchgenössig waren, also getauft, getraut und beerdigt wurden (siehe hierüber weiter unten!). Die Insel gehört dem Kloster Einsiedeln. — Die Lützelau

nebenan sieht an schönen Sonntagen fröhlichen Badebetrieb. Hier legen aber nur Privatboote an; die Schiffe der Zürcher Dampfbootgesellschaft fahren von der Ufenau aus weiter nach Rapperswil. Das Schiff auf unserem Bild führt Vergnügungsfahrten von Zürich nach Rapperswil aus. (Für den Arbeiterverkehr sind indessen nur die Querverbindungen nach den grossen Industriedörfern von Bedeutung.)

Von einem Schiff der Neuzeit, einem Dampf- oder Dieselmotorboot, grüssen wir dann und wann auch einen Vertreter des ältesten Schiffstyps, nämlich einen Fischergransen. Sein flacher Boden sichert die für die Verrichtungen des Fischers notwendige Standfestigkeit.

Eines der langen und ebenfalls breitbodigen, kiellosen Ledischiffe fährt an uns vorbei. Seine Ladung stammt von den Sandsteinbrüchen, Kiesböden und sandigen Mündungsstellen des Obersees, von wo es durch den im Bild nicht sichtbaren Hurdener Durchstich — einer überbrückten Lücke des Rapperswiler Dammes, durch die nun auch Passagierschiffe fahren — in den eigentlichen Zürichsee gelangt ist. Heute ist es mit einem Motorenhäuschen versehen; in alten Zeiten hingegen wurde gerudert oder bei günstigem Wind ein grosses, viereckiges Segel aufgespannt.

Die grosse Lücke, die sich am Horizont über dem Damm auftut, nämlich die *Walenseelücke* rechts des breit hingelagerten Schäniser Bergs, weist auf die einstige Bedeutung der Wasserstrasse Walensee—Linth—Obersee—Zürichsee—Limmat—Aare für die Zufuhr der Waren aus Italien über die Bündner Pässe hin. (Heute ist es die Arlberglinie, welche die günstige West—Ost-Durchfahrt Limmat—Walensee benützt!)

Wie an anderer Stelle näher ausgeführt, wickelte sich auch ein grosser Teil des Pilgerverkehrs nach Einsiedeln auf dem See (über Pfäffikon, Richterswil und Wädenswil) ab, und die Getreidesäcke, Salz- und Weinfässer, die vom Zürcher Markt nach der Innerschweiz befördert wurden, reisten bis zum Susthaus in Horgen auf dem Wasserweg, um dann auf der Achse über Hirzel und Sihlbrugg dem Susthaus in Zug zugeführt zu werden. Die auf dem Bild angedeutete Seestrasse — heute die reinste Rennbahn! — gab es damals natürlich nicht; nur die heute noch bestehenden, früher aber schlecht unterhaltenen alten Landstrassen

verbanden, schräg den überschwemmungssicheren Hängen entlangkletternd, die Seedörfer (teils Bach-, teils Terrassensiedlungen) miteinander.

Das stolze Schloss der Grafen von Rapperswil auf einer in den See hinauspringenden Halbinsel, das heute der schweizerischen Burgenforschung als Ausstellungsort dient, legt schliesslich Zeugnis ab von der jahrhundertalten Verkehrsbedeutung der in unserem Bild meisterhaft dargestellten Gegend des Zürichsees, einem Stück Heimat, das in seiner weiten Helle jeden für landschaftliche Schönheit empfänglichen Besucher beglückt.

Erwin Kuen.

Anmerkung:

Herrn Ing. agr. E. Peyer, Chef der Sektion Rebbau und Kellerwirtschaft der Eidgenössischen Versuchsanstalt Wädenswil, sowie Herrn Aeberli, Rebmann in Küsnacht, sei hier für ihre Führungen und bereitwillig erteilten Auskünfte der beste Dank ausgesprochen.

L i t e r a t u r

H. Hasler: Alti Bilder vom Zürisee (Von Räben und vom Wii). Jahrbücher vom Zürichsee (Verlag Th. Gut & Co., Zürich und Stäfa).

H. Wälti: Die Schweiz in Lebensbildern:
Bd. V (Kt. Zürich);
Bd. VII (Kt. St. Gallen);
Bd. II (Kt. Schwyz).

Th. Schaad: Heimatkunde des Kantons Zürich, II. Teil.

G. Binder: Zur Kulturgeschichte des Zürichsees.

F. Hunziker: Vom Zürichsee (ausgewählte Kulturbilder).

Konrad Bächinger: Rapperswiler Heimatkunde.

Wanderatlas Zürich-Ost

Eug. Halter: Rapperswil (Schweizer Heimatbücher).

Aus der Geologie des Zürichseebeckens

A. Die Bildungen der Tertiärzeit

1. Zur Einführung

Zürich-, Walen-, Vierwaldstätter-, Thuner- und Brienersee werden im Hinblick auf ihre Entstehungsgeschichte als alpine Talseen bezeichnet. Da, wo diese stehenden Gewässer sich heute ausdehnen, mussten Ströme in einem früheren geologischen Zeitabschnitt entsprechende Tal-

rinnen erodiert haben. Zwei Ursachen konnten dann in einem spätern Zeitraum zur Bildung von Talseen führen. Seit Jahrzehnten haben wir Gelegenheit, die Schaffung künstlicher Talseen zu beobachten bei der Errichtung grosser Kraftwerke. Durch Aufschüttung oder Mauerung eines zur Talrichtung quer verlaufenden Dammes wird hinter demselben ein See aufgestaut, dessen Becken seine grösste Tiefe stets am Fusse des Staudammes besitzt. Vergleichen wir damit die Tiefenformen der genannten natürlichen Seen, so finden wir die tiefsten Stellen nie am untern Ende, sondern immer mehr oder weniger gegen die Mitte des Beckens gerückt. Wir dürfen daraus schliessen, dass z. B. der Zürichsee nicht einfach ein Abdämmungsbecken darstellt, sondern dass bei seiner Entstehung noch andere Vorgänge mitgespielt haben.

2. Die Gesteinsarten des Felsuntergrundes

Unser Zürichsee liegt zur Hauptsache in einen massiven Felsuntergrund eingebettet, der hier in grauer Vorzeit von einem Strom durchfurcht wurde. Vermutlich haben in spätern Zeiträumen auch die aus den Alpen durch die vorgezeichneten Täler vordringenden Gletscher bei der weitern Ausräumung und Vertiefung der Taltröge mitgewirkt.

Dieser Felsuntergrund setzt sich aus verschiedenartigen Gesteinsschichten zusammen, die parallel zueinander verlaufen und in ihrer Schichtfolge, von unten nach oben betrachtet, vielfach wechsellagern. Am Zürichberg, Pfannenstiel, Uto und Albis herrschen weithin weiche *Mergelschichten* vor. Sie weisen je nach dem wechselnden Gehalt an Eisenverbindungen gelbliche, graublaue oder violette Farbentöne auf. Sie verwittern rasch zu Lehm, der namentlich am Nordfusse des Uetliberges zu mächtigen Lagern sich anhäuften, die schon seit Jahrhunderten von Ziegeleien ausgebeutet werden. Zwischen die Mergelschichten sind mächtige Bänke aus *Sandstein* eingelagert, die dank ihrer grössern Härte der Verwitterung mehr Widerstand bieten und daher meist als überhängende Felsbänder an grossen und steilen Bodenaufschlüssen, wie etwa an der Fallätsche ob Leimbach, zu Tage treten. Viel seltener stossen wir auf harte, grauweiss gefärbte Schichten, die

man als *Süsswasserkalk* bezeichnet und die beispielsweise bei Käpfnach bis in die neuere Zeit hinein zu Zement gebrannt wurden. Seeaufwärts, einerseits gegen das Zürcher Oberland etwa von Stäfa an, andererseits gegen den Hohen Ron ändert sich der Gesteinscharakter der Felsunterlage, indem mächtige Nagelfluhbänke auftreten, wiederum im Wechsel mit Mergel- und Sandsteinschichten. Ein ganz gewaltiges Ausmass erreicht die *Nagelflub* jenseits des Gasters, wo Speer und Schäniser Berg fast ganz aus diesem betonartigen Konglomerat aufgebaut sind.

Ein ganz besonderes Interesse haben jedoch seit jeher gewisse Vorkommnisse einer Braunkohlenart erweckt, die bald nur in vereinzelt Schmitzen, bald als langgezogene Bänder vorwiegend zwischen Mergelschichten zum Vorschein kam. In Zonen, wo die Mächtigkeit der Schichten dieser sogenannten *Molassekohle* bis zu 30 cm mass und eine Ausbeute sich lohnte, wurden seinerzeit Kohlenbergwerke eröffnet, so bei Käpfnach, am Gottschalkenberg und bei Schänis. Schon längst sind aber diese Lager erschöpft.

3. Das Molassemeer

Schon in früheren Jahrhunderten und bis in die neueste Zeit hinein stiess man bei frischen Aufschlüssen im Felsuntergrund, in Steinbrüchen, Tunnelbauten, Grabensprengungen und namentlich bei der Ausbeutung der Kohlenflöze auf versteinerte Reste einer ganz fremdartigen Tier- und Pflanzenwelt. In den obersten Sandstein- und Mergelschichten, die den untern Teil des Zürichseebeckens umrahmen, finden wir immer wieder kleinere oder grössere Anhäufungen der Schalenreste einer Tellerschnecke, deren heute noch lebende Verwandte nur im Süsswasser zu leben vermögen. In den Sandsteinen von Bäch hingegen entdecken wir Schalenabdrücke von Herzmuscheln und Austern sowie Haifischzähne, also Reste von ausgesprochenen Meerestieren. In den Mergelschichten des Hohen Ron, die älter sind als die Sandsteine von Bäch, sind wiederum Reste von Süsswassertieren eingeschlossen. Betrachten wir endlich aufmerksam ein Stück Nagelfluh, so erkennen wir ohne Mühe, dass dieselbe einfach aus ge-

rundeten Flussgeröllen sich zusammensetzt, die durch einen Kalkzement miteinander verkittet sind.

Da sich die genannten Funde in der kurz angedeuteten Lagerfolge über das ganze schweizerische Mittelland nachweisen lassen, da ferner in Alpennähe mächtige Nagelfluhzonen liegen (Speer, Rigi, Napf), an die sich mittellandwärts mehr Sandsteine und Mergelschichten anschließen, müssen wir die besprochenen Gesteinsarten als Ablagerungen in einem ausgedehnten, stehenden Gewässer auffassen, die grobkörnige Nagelfluh im besondern als Schuttfächer riesiger Flussdeltas. Da weiter dieser Felsuntergrund in ungefähr gleicher Zusammensetzung westwärts bis ins Rhonebecken, ostwärts bis ins Wiener Becken sich fortsetzt, muss vor Jahrmillionen das Gebiet des schweizerischen Mittellandes zwischen dem damaligen Alpennordrand und der Zone des damals noch nicht aufgefalteten Juras von einem Meeresarm überflutet gewesen sein, der das Wasser des Rhonebeckens mit demjenigen des Schwarzen Meeres verband. In dieses sogenannte *Molassemeer* mündeten gewaltige Ströme aus den damaligen Alpen, deren Wasserscheide aber weit südlicher lag gegenüber der heutigen. Die in Ufernähe abgelagerten Geröllmassen der Flussdeltas wurden später zu Nagelfluh verkittet. Aus den meist weiter hinaus transportierten Sanden gingen die Sandsteinschichten hervor. Endlich erzeugten die wohl am weitesten hinausgetragenen Tonteilchen, die lange als Trübung schweben mochten und sich nur langsam niedersetzten, die oft erwähnten Mergelschichten.

Die Tiefe dieses gewaltigen Molassetroges muss innerhalb sehr langer Zeiträume stark geschwankt haben. Stellen wir uns nur die ungeheuren Sand-, Geröll- und Schlammassen vor, die hier abgelagert wurden, so begreifen wir, dass mit der Zeit dieser Meeresarm seichter werden musste. Ergab doch z. B. die Messung der Molasse im Untergrund von Zürich mittels Echolot eine ungefähre Mächtigkeit von 1600 m. Es müssen jedoch auch vertikale Hebungen und Senkungen des Meeresbodens stattgefunden haben. Hob sich der Boden unseres Meeresarmes, dann herrschte Süswasser vor, vielleicht nur grössere und kleinere Süswasserlagunen mit entsprechender Süswassertierwelt. Sank jedoch der Meeresboden, dann

flutete das salzige Meerwasser wieder von West und Ost herein mit seiner charakteristischen Meeresfauna. Auf Grund dieses Wechsels in der Art und der zeitlichen Aufeinanderfolge der Ablagerungen in diesem Molassemeer lassen sich in der Umgebung des Zürichseebeckens vier Stufen des Molassegesteins unterscheiden. Zur *oberen Süßwassermolasse*, der letzten und jüngsten Sedimentbildung, gehören Zürichberg, Pfannenstiel, Uto, Albis und die Zimmerbergkette bis zum Richterswiler Berg. Darunter liegt die *obere Meeresmolasse*, die in der Durchbruchsschlucht der Sihl bei Finstersee und in den Steinbrüchen von Bäch am Zürichsee gut aufgeschlossen ist und sich von dort über Ufenau, Lützelau im Felssporn des Schlosshügels von Rapperswil gegen das Zürcher Oberland fortsetzt. Im Raume der Hohe-Ron- und Gottschalkenbergkette tauchen Schichten der *unteren Süßwassermolasse* und der *unteren Meeresmolasse* auf.

4. Das Antlitz unserer Gegend während der Molassezeit

Der Zeitraum, in welchem die beschriebenen Molassegesteine in einem Meeresarm abgelagert wurden, stellt nur einen jüngeren Teilabschnitt der gesamten Tertiärzeit dar, deren Dauer auf etwa 40 Jahrmillionen geschätzt wird. Da der Arm des Molassemeeres an festes Ufer grenzte, war auch eine entsprechende Festlandflora und -fauna vorhanden. Ihre Reste wurden teils durch die Ströme ins Meer verschwemmt und sind in den dortigen Ablagerungen der Nachwelt versteinert erhalten geblieben. Besonders reich an Fossilien erwiesen sich die Molassekohlenlager, die zum Teil nichts anderes darstellen als unter völligem Luftabschluss verkolhte Moore und Urwälder. Namentlich die weitgedehnten Deltas der alpinen Urströme trugen Sumpfwälder aus mächtigen Sumpfyypressen, Mammutbäumen, vermischt mit immergrünen Lorbeerarten, Feigen-, Kampher- und Zimmetbäumen. Besonders charakteristisch für die frühe Molassezeit erweisen sich einige Palmenarten. Aber auch Linden, Ahorne, Eichen, Weiden und Farne mischten sich unter die erstgenannte Pflanzenwelt. So fremdartig die Flora, so eigenartig mutet uns auch die Tierwelt an, die in diesen

Urwäldern hauste. Da begegnen wir Tapiren, nilpferd-
artigen Schweinen, Raubtieren, Bibern. Zur Zeit, als die
Kohlenlager von Käpfnach sich bildeten, durchstreiften
zwei Elefantenarten die damaligen Urwälder, in deren
Baumkronen eine urweltliche Gibbonart herumkletterte.

Diese eben ganz kurz geschilderte Pflanzen- und Tier-
welt konnte nur unter ganz andern klimatischen Bedin-
gungen ihr Dasein fristen, als wir sie heute besitzen. Es
musste in unsern Breiten ein Klima geherrscht haben, wie
wir es heute im südlichen China und am untern Missis-
sippi treffen, mit einem Jahresmittel von 20 bis 21 ° C.

5. Erdkrustenbewegungen am Ende der Tertiärzeit

Gegen das Ende der Tertiärzeit hob sich der Boden
des Molassemeeres so stark, dass derselbe im Gebiet un-
seres Mittellandes nun endgültig trockengelegt wurde.
Alle Ablagerungen des Molassetroges waren in festen
Felsgrund verwandelt worden, dessen Oberfläche als eine
Art Ebene von etwa 1000 m Meereshöhe am Alpenrand
bis auf rund 600 m in der Gegend des heutigen Irchel in
sanfter Neigung abfiel. Diese alte Landoberfläche, die
heute nur noch an wenigen geschützten Stellen in kleinen
Resten erhalten geblieben ist, erfuhr nun in der Folgezeit
tiefgreifende Aenderungen.

Wohl das gewaltigste geologische Ereignis am Ende
der Tertiärzeit war die letzte grosse Auffaltung der Alpen,
ein Vorgang, dessen Ursache in einer Schrumpfung der
Erdrinde zu suchen ist. In diesem Faltungsvorgang wurde
der Südrand der Molasseplatte besonders stark in Mit-
leidenschaft gezogen. Die ursprüngliche Lage der Mo-
lasseschichten wurde total gestört. Während die Schichten
des Felsuntergrundes in der Umgebung von Zürich bei-
nahe horizontal verlaufen, beginnen sie weiter alpenwärts
mässig, dann im Bereich des Hohen Ron und Zürcher
Oberlandes steil anzusteigen. Durch einen gewaltigen
Schub von Südosten wurde die alpennahe (subalpine)
Molasse in Falten gelegt. Wir finden zwar nirgends jene
klassischen Faltengebölge, wie sie etwa in der gleichen
Zeit im Kettenjura entstanden waren. Wahrscheinlich
sind die Gebölgescheitel schon während der Auffaltung
geborsten und abgetragen worden, so dass nur noch die

Gewölbeschenkel als schiefstehende Schichten erhalten sind. Durch anhaltend neue Schübe von Südosten her wurden die nach Süden fallenden Schenkel über die Schichtköpfe der Nordschenkel hinübergeschoben, dabei Teile der Nordschenkel senkrecht gestellt oder sogar nach Norden übergekippt, so besonders im Gebiet des Hohen Ron. Dem ganzen Südrand der jungen Molasse entlang wurden ältere Gesteinsschichten auf die jüngern hinübergeschoben.

B. Die Eiszeit

1. Die Bedeutung der Eiszeit (*Diluvium*) für das heutige Landschaftsbild

Das zweite grosse Ereignis, das am Ende der Tertiärzeit einsetzte, war eine tiefgreifende Klimaverschlechterung, welche sowohl im hohen Norden als auch in unsern Alpen die Bildung gewaltiger Gletscher und Eispanzer zur Folge hatte. Dieser nun folgende Zeitraum wird deswegen als Eiszeit bezeichnet und dürfte nach den Ergebnissen neuerer Untersuchungen gegen 700 000 Jahre gedauert haben. Während dieser Glazialzeit hat sich endlich noch ein dritter Prozess in unserer Gegend abgespielt: die Durchtalung der mächtigen Molasseplatte und die Seenbildung.

Für manche Landschaft unserer Heimat hat die Eiszeit gewissermassen die letzte Prägung gegeben oder die Landoberfläche endgültig modelliert durch die Form der Gletscherablagerungen. Einmal sind dies die vom langsam dahinfließenden Eisstrom transportierten Schuttmassen, die an den Flanken und an der Stirne als Seiten- und Endmoränen abgelagert wurden. Gerade die südlichen Berglehnen am linken Zürichseeufer im Gebiete von Schindellegi bis Hirzel sind als grossartigste Moränenlandschaft der Schweiz bekannt. Gleichzeitig verschwemmten die Schmelzwasser der Gletscher einen Teil des Moränenmaterials und lagerten die vom Wassertransport gerundeten Gerölle unterhalb der Gletscherzunge als geschichtete Schotter ab. Gewaltige Einzelblöcke (Findlinge, Erratiker) sowie Schlifffspuren am Felsuntergrund sind weitere Zeugen einstiger Vergletscherung.

Die Höhenlage und der Erhaltungszustand der verschiedenartigen Gletscherablagerungen lassen erkennen, dass während der ganzen Diluvialzeit die Gletscher mindestens viermal aus den Alpen ins Mittelland vorstießen und sich wieder zurückzogen. Dies führte zur Unterscheidung von vier Eiszeiten und drei Zwischeneiszeiten. Die Gesteinsarten und deren vertikale und horizontale Streuung im Gelände ermöglichen uns, herauszufinden, welcher Gletscher ein gewisses Gebiet überzog, bis zu welchen Grenzen seine Zungen vorgestossen und in welche Höhenlage seine Flanken emporreichten.

2. Die Gliederung der Eiszeit

Versuchen wir nun, die Entstehungsgeschichte unserer heutigen Zürichseelandschaft seit dem Ausklingen der Tertiärzeit einigermassen zu rekonstruieren. Dabei möchten wir vorausschicken, dass auch hier noch manches Rätsel ungelöst ist und die Anschauungen der Geologen hinsichtlich der Wertung der glazialen Ablagerungen und des zeitlichen Ablaufes gewisser Vorgänge voneinander abweichen. Hier soll ein vermittelnder Mittelweg eingeschlagen werden.

Die ältesten Spuren einer Vergletscherung im Bereiche des Zürichseebeckens finden wir auf dem Uetliberg. Der nagelfluhähnliche Gipfelklotz des Uto von der Staffelhöhe an stellt nichts anderes dar als einen winzigen Rest einer gewaltigen Schotterdecke, die grosse Teile der nachtertiären, alten Landoberfläche bedeckt haben muss. Man bezeichnet diese geschichteten Gerölle, die von der ersten oder *Günz-Vereisung* herkommen, als ältern Deckenschotter. Aehnliche Reste finden sich noch auf dem Albiskamm, auf dem Stoffel, und wahrscheinlich gehören auch die Schotter des Sihlsprungs zu dieser Epoche.

In der darauffolgenden ersten Zwischeneiszeit muss eine erste, aber nur geringe Durchtalung der Molasseplatte stattgefunden haben. In diese flachen Talmulden lagerte die darauffolgende zweite oder *Mindel-Eiszeit* an den Gletscherenden wiederum Schotterfelder ab, den jüngeren Deckenschotter, von dem aber im Raume des Zürichsees keine Spuren mehr vorhanden sind.

In der nun folgenden zweiten Zwischeneiszeit, die gegen 200 000 Jahre gedauert haben muss, erfolgte die tiefste Durchtalung der Molasse. Es ist also dies die Zeit, in der alle unsere grossen Flusstäler ausgewaschen wurden. Die Erosionskraft desjenigen Gewässers, welches unser Zürichseetal ausspülte, muss eine gewaltige gewesen sein, beträgt doch der Höhenunterschied zwischen der tiefsten Stelle des Zürichsees und der alten Landoberfläche (Albis-kamm) über 600 m. Eine solch lang andauernde Erosionskraft kann nur damit erklärt werden, dass das Gefälle andauernd gross sein musste. Dies war aber nur möglich, wenn die Alpen sich im gleichen Masse hoben. Die Talrinne im alten Felsuntergrund setzt sich heute noch oberhalb des Zürichsees im Gaster fort, denn bei der Versuchsbohrung nach Erdöl bei Tuggen stiess man erst 273 m unter der heutigen Taloberfläche auf die ursprüngliche Felsrinne.

Welcher Fluss hat nun dieses tiefe Felsental, in welchem heute der Zürichsee liegt, ausgeräumt? Wir müssen uns zunächst einmal vorstellen, dass die Sihl ursprünglich nicht dem Hohen Ron entlang geflossen ist, sondern dass das Zürichseetal ihr einstiges Stammthal darstellt. In irgendeinem Zeitpunkt muss dann die Linth, deren ursprünglicher Lauf durch das Glattal führte, abgelenkt worden sein, vielleicht durch die rückwärtsgreifende Erosion eines Nebenflusses der Sihl, vielleicht durch Erdkrustenbewegungen. Durch die Walenseelücke könnte auch noch Rheinwasser dazu gekommen sein — alles sind nur Vermutungen, die eben eine gewisse Wahrscheinlichkeit besitzen.

Nun lagen die gewaltigen tiefen Felstalrinnen da, das Rhein-, Linth-, Reuss- und Aaretal, aber noch ohne Seen. Jetzt müssen wir annehmen, dass der Alpenwall samt dem mittleren und obern Teil der Täler langsam eingesunken sei, so dass die Talausgänge höher zu liegen kamen als die rückwärtigen Partien, und infolgedessen das Wasser sich zu weitgedehnten Talseen staute, die teilweise miteinander zusammenhingen und weit ins Alpengebirge hineinreichten. So dürfte einst ein See bestanden haben, der von Baden durch unser Seebecken, durchs Gaster bis in den Hintergrund des Linthtales, durch die Walenseelücke bis

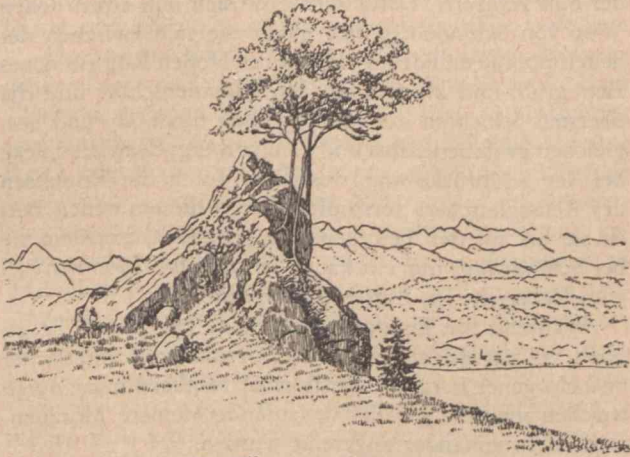
Chur und durch das heutige Rheintal hinunter sich hinzog. Dass in der Zone des Zürichseebeckens eine Verbiegung der Molasse nach abwärts stattgefunden hat, beweisen die sogenannten rückläufigen Terrassen bei Wädenswil und Männedorf. Dass zwischen Zürichsee und Walensee auch einmal ein offenes Gewässer lag, beweisen ferner die Schieferkohlenablagerungen bei Uznach.

In der jetzt folgenden *Riss-Eiszeit* fanden wieder mehrfach gewaltige Gletschervorstösse statt. Durch riesige Schottermassen (Rinnenschotter) wurden grosse Teile der Felsrinnen aufgefüllt oder bei hohen Gletscherständen durch seitliche Eisstauseen sogenannte Hochterrassenschotter an die Talflanken gelagert, die Talseen wurden verkleinert. Wie sich die Veränderungen im einzelnen abspielten, lässt sich aus den heute noch vorliegenden Resten natürlich nicht rekonstruieren.

Die deutlichsten Spuren hat die letzte oder *Würm-Eiszeit* in unserem Gebiet hinterlassen. Dass der Linthgletscher das ganze Zürichseetal und seine Gehänge überdeckte, bezeugen die für diese Vergletscherung charakteristischen Leitgesteine. Zu den auffälligsten Zeugen gehören die roten Ackersteine (Sernifite) aus dem Glarnerland und der Walenseegegend, Speer-Nagelfluh, gelblich-grün gescheckte Tavayannasandsteine (Alexanderstein im Küsnachter Tobel), dunkle Hochgebirgskalke, hellgrau verwitternde Schratzenkalke. Ein besonders eigenartiges Leitgestein des Linthgletschers stellen die dunkelvioletten Melaphyre dar, ein altvulkanisches Gestein, das aus dem Kärpfgebiet stammt. Dessen grossartigster Vertreter ist der etwa 1000 m³ fassende Pflugstein ob Erlenbach.

Die Ablagerungen der Würm-Eiszeit sind zum Teil noch so gut erhalten, dass wir besonders über den Verlauf des Rückzuges weitgehende Schlüsse zu ziehen vermögen. Vor rund 70 000 Jahren erreichte der Linthgletscher während der Würm-Vereisung seine grösste Ausdehnung. Die Gletscherzunge lag bei Killwangen, wo sie, zum Teil vereint mit einer Seitenzunge des Reussgletschers, eine hufeisenförmige Endmoräne aufschüttete. Zürichberg und Pfannenstiel lagen damals gänzlich unter dem Eise begraben. Nur der Gipfel des Uto ragte wie ein grönländischer Nunataker aus dem Eispanzer. An den Nordhang

des Hohen Ron klebte die Südflanke des Gletschers die mächtigen Seitenmoränen von Mistlibühl und vom hinteren Rossberg. Bei Schindellegi wurde der Sihl der Ausweg nach dem Zürichseetal versperrt, ihr Wasser zu einem See aufgestaut, der bis in die Gegend von Einsiedeln reichte.



Der Pflugstein ob Erlenbach
(Gezeichnet von Albert Heim 1869)

Der nun folgende Rückzug aller Gletscherzungen ins Innere der Alpentäler muss sich in verschiedenen Etappen vollzogen haben. So verharrte die Eiszunge lange im Gelände des heutigen Schlieren, dass auch dort wieder eine mächtige Endmoräne quer über das Tal sich bilden konnte. Jetzt wurden Zürichberg und Pfannenstiel auf ihrer obersten Kuppe eisfrei, und leicht lassen sich durch den Küsnachter, Herrliburger und Meilener Berg die entsprechenden Seitenmoränen finden, ähnlich wie südlich der Sihl am Hohen Ron.

Von einschneidender Bedeutung für das Relief unserer Landschaft war jetzt die dritte Haltestelle der Linthgletscherzunge bei Zürich. Die Reste der hufeisenförmigen Endmoräne sind noch erhalten geblieben im Kirchhügel Enge, dem Ulmberg, der Katz im Botanischen Garten, im Lindenhof, in der obern Zäune, bei der Hohen Promenade

und der Stephansburg. Ein Teil des Moränenmaterials ist eben schon bei dessen Ablagerung durch die austretenden Gletscherbäche weggespült worden. Das ganze Seebecken war noch mit Eis ausgefüllt. Auf dem linken Ufer wurde die mächtige Wallmoräne auf dem Rücken der Zimmerbergkette abgelagert. Immer noch war der alte Ausweg der Sihl versperrt. Dafür suchte sie sich nun einen neuen Weg von Schindellegi aus, indem sie sich zwischen der Seitenmoräne und dem Felshang des Hohen Ron ein neues Bett grub, und zwar durch den Moränenschutt und die obersten Schichten der Molassefelsen hindurch, und dergleichen zwischen Albis und Zimmerberg; denn die Lücke bei der Sihlbrücke war westwärts durch die Eismassen des Reussgletschers verstopft. Und in diesem neuen Bett ist sie bis auf den heutigen Tag geblieben, trotzdem sie bei Schindellegi nur ein kaum 10 m hoher Moränenwall vom Uebertritt ins Zürichseetal trennt.

Während die Eiszunge noch lange bei Zürich liegen blieb, vollzog sich auf dem Plateau zwischen Richterswil und Horgener Berg ein allmählicher Flankeneinzug, durch welchen mehrere parallel verlaufende kleinere Moränenwälle nebeneinander angereicht wurden.

Von Zürich bis zur nächsten Haltestelle bei Hurden muss das Eis sehr rasch abgeschmolzen sein, denn in den untersten Uferflanken finden wir ausserordentlich wenig Moränenmaterial, ausgenommen in der Lehmmulde von Richterswil. Das Gelände von Hurden ist von besonderem Interesse, weil die dortigen Kiesablagerungen, die jetzt fast vollständig ausgebeutet sind, durch ihre prächtigen Deltaschichtungen den Beweis lieferten, dass zur Zeit ihrer Ablagerung das Niveau des Zürichsees mindestens fünf Meter höher gelegen war, ein Fingerzeig, dass auch die Endmoräne von Zürich in diesem letzten eiszeitlichen Abschnitt an der Aufstauung des damaligen Sees beteiligt war, der natürliche Damm aber durch die ausfliessende Limmat nach und nach erniedrigt wurde. Durch Tiefenbohrungen beim Bau der neuen Rapperswiler Brücke wurde ferner festgestellt, dass ein grosser Teil der kiesigen Ablagerungen in den Untiefen westlich von Hurden unter dem Gletschereis als sogenannte *Oser* deponiert wurde. Aehnliche Verhältnisse mögen mitgespielt haben

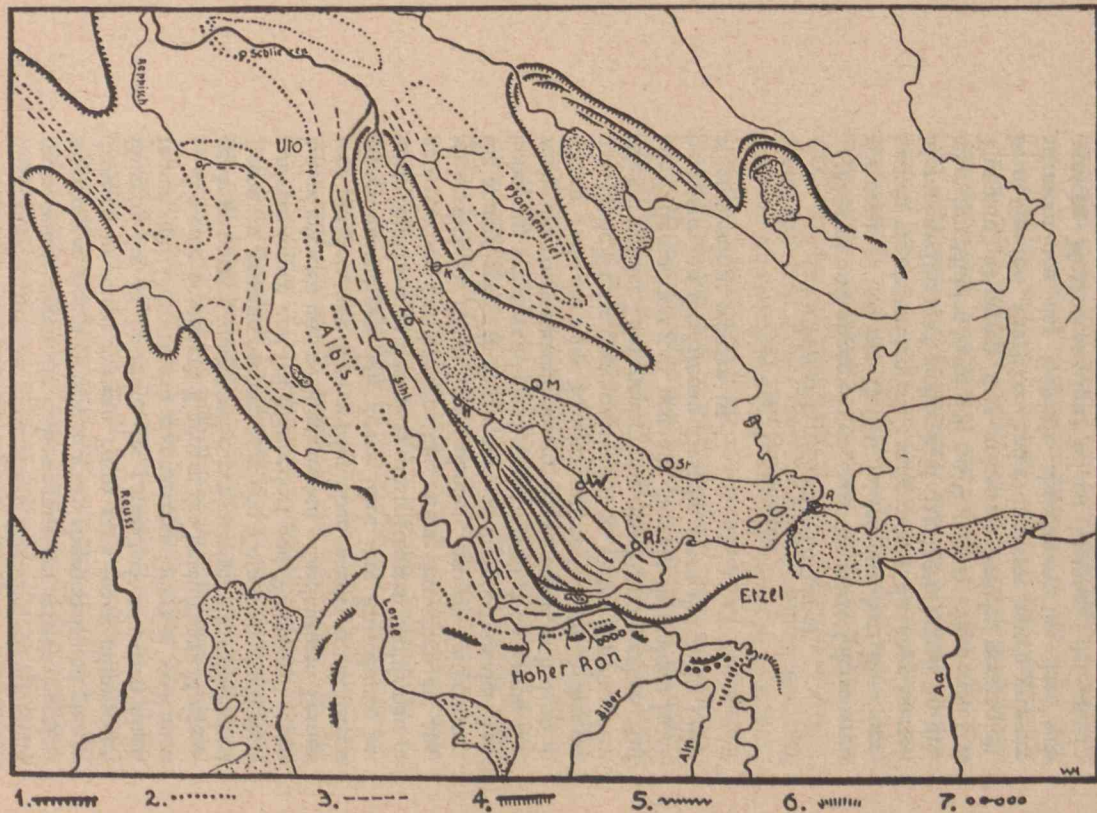
bei den Anschwemmungen der Kiesbänke der Bächau und des Inselchens Schönenwerd bei Richterswil. Der Schotterhügel der Au, der aus einer ältern Gletscherzeit stammen muss, wurde durch die Eisbewegung der letzten Vergletscherung zu einem Walfischrücken abgehobelt und gleich dadurch in seiner äussern Form ganz jenen elliptischen Hügeln, die als Drumlin der Landschaft zwischen Greifensee und Dürnten ein eigenartiges Gepräge verleihen.

Als eine besondere Eigenart der beidufrigen Molassegehänge unseres Zürichseebeckens müssen die zahlreichen *Terrassen* genannt werden, die von Zürich an alpenwärts sanft ansteigen und bei Männedorf und Wädenswil jenen Knick erleiden und zu sogenannten «rückläufigen Terrassen» werden, um dann weiter oben wieder im früheren Sinne anzusteigen. Die Frage über ihre Entstehung gehörte seinerzeit zu den heiss umstrittensten Problemen in geologischen Fachkreisen. Die einen betrachten sie ausschliesslich als Reste alter Talböden, also als Talterrassen, die andern sehen in ihnen nur das Endergebnis der Aus hobelung weicherer Felsschichten durch das enorme Gewicht der vorstossenden Eisströme; es würde sich dann in diesem Falle um reine Schichtterrassen handeln. Sicher ist, dass beide Kräfte hier gewirkt haben, wobei wir aber dem Wasser bei der Talrinnenbildung den Vorrang geben. Auf alle Fälle sind wir z. B. erstaunt, dass ein ehemaliger Inselberg, wie ihn die Ufenau darstellt, nicht durch die Gletscher beseitigt worden ist.

C. Die Nacheiszeit

1. *Verlandung stehender Gewässer*

Man nimmt allgemein an, dass das letzte Gletschereis vor etwa 12 000 bis 15 000 Jahren aus dem Zürichseebecken verschwunden ist. Zuerst mögen die abgelagerten Moränenwälle noch völlig kahl dagelegen haben. In den lehmigen Mulden hatte sich das Wasser zu Hunderten von Tümpeln, kleineren und grösseren Seelein gesammelt. Beim Greifen-, Pfäffiker- und Hüttnersee hatten grössere Stirnmoränen das Gelände abgedämmt, so dass sich typische Moränenstauseen bilden konnten. An andern Stellen blieben isolierte, vom fliessenden Gletscher abgetrennte Massen von *Toteis* liegen, an deren Standort nach



Rückzugsstadien der Würm-Vergletscherung

1 Killwangenstadium; 2 Schlierenstadium; 3 Zwischenstadium; 4 Zürichstadium; 5 Bühlvorstoss bei Rapperswil;
6 Moräne des Siblgletschers; 7 Allmoräne der Riss-Eiszeit.

dem gänzlichen Abschmelzen ein sogenannter Toteissee zurückblieb (Seeweidsee, Wilersee bei Finstersee).

Mit dem endgültigen Rückzug des Gletschereises — in der Gegend Rapperswil—Glatttal handelte es sich um eine durch die Walenseelücke abgezweigte Zunge des Rheingletschers — begann auch schon der Verlandungsprozess all der genannten Gewässer. Bei jedem Regen wurden zunächst die feinen Tonteilchen aus dem Moränenmaterial herausgespült und als feine Tonschicht (Seemergel) auf den Grundmoränenlehm der vielen stehenden Gewässer niedergesetzt. Später begann sich der im Wasser gelöste Kalk, der durch Quellen und sonstige Zuflüsse hereingetragen worden war, als Seekreide auszuscheiden und die primäre Tonschicht zu überlagern. In einem spätern Stadium endlich begann die an den Seeufern angesiedelte Wasser- und Sumpflvegetation als lebender Verlandungsgürtel gegen die Seemitte vorzürücken, über der Seekreide eine Torfschicht ablagernd. Tausende von solch kleinern und grössern Gletscherseen sind allein auf dem Gebiet der alpinen Vereisung in der Nacheiszeit verschwunden. Vergleicht man das heutige Kartenbild des Kantons Zürich mit der Kantonskarte, die Johannes Gyger im Jahre 1667 erstellt hat, so kann man feststellen, dass in den verflossenen 300 Jahren allein innerhalb der genannten Grenzen 70 Kleingewässer vollständig verschwunden sind.

2. *Erosion der Bachtobel*

Die zahlreichen Bachtobel, die in beide Uferhänge des Zürichseebeckens als tiefe Furchen eingegraben liegen, üben auf jeden Naturfreund eine besondere Anziehungskraft aus. Sie führen uns teilweise noch das ungehemmte und vom Menschen unberührte Schalten und Wirken freier Naturkräfte vor Augen. In dem sauerstoffreichen Bachwasser hat sich eine besondere Fauna, an den steilen Tobelhängen eine ursprüngliche Flora erhalten können. Durch die Bacherosion wird uns gewissermassen ein Einblick in die Eingeweide des heimatlichen Erdbodens gewährt, und zu Tausenden liegen erratische Gesteine als Zeugen der Eiszeit im Bachbett. An den meisten Orten wird die Bacherosion schon unter dem Gletschereis be-

gonnen haben, als sich dasselbe in den letzten Rückzugsstadien befand. So hätte z. B. der heutige Ausfluss des Hüttnersees niemals die harte Meeresmolasse zwischen Wollerau und Bäch zu durchspülen vermocht, wenn dabei nicht noch Schmelzwasser des Linthgletschers mitgeholfen hätten. Dass der Mensch Verbauungen vorgenommen, ist begreiflich, wenn man an die beiden Katastrophen denkt, von denen das Dorf Küsnacht in den Jahren 1778 und 1878 heimgesucht worden ist. Das von den Tobelbächen ausgeschwemmte Material erzeugte an der Mündung in den See grosse Kiesdeltas. Diese im Volksmund als «Horn» bezeichneten Sedimentflächen spielen in der Siedelungsgeschichte unserer Seegegend eine hervorragende Rolle. Zahlreiche Dörfer sind auf Schuttkegeln ausmündender Tobelbäche angelegt worden: Riesbach, Küsnacht, Erlenbach, Meilen, Obermeilen, Richterswil, Käpfnach.

3. Tuffe

Zu den nacheiszeitlichen Ablagerungen und Neubildungen, die im allgemeinen wenig in Erscheinung treten, gehören die Tuffe («Tuugstei», Tropfsteine). Da der Felsuntergrund und das aufgeschüttete Moränenmaterial sehr kalkreich sind, weisen die Quellen des ganzen Zürichseegebietes einen hohen Kalkgehalt auf. Das zu Tage tretende klare Quellwasser enthält diesen Kalk in gelöster Form als doppeltkohlensauren Kalk. Tritt nun dieses Wasser ans Tageslicht, so können zwei Vorgänge die Umwandlung des gelösten Kalkes in unlöslichen, einfachen, kohlensauren Kalk herbeiführen. Frisches, kühles Quellwasser enthält viel überschüssige Kohlensäure, die durch die Erwärmung der Luft zum grossen Teil ausgetrieben wird und dadurch die Ausfällung des Kalkes herbeiführt. Im andern Falle entreissen Algen und Moosarten dem Wasser durch den Assimilationsprozess viel Kohlensäure, was wiederum die gleichen Folgen nach sich zieht wie oben. Am schönsten treten die Tuffbildungen an den Wasserfällen des Erlenbacher, Meilener und Aabachtobels ob Käpfnach auf, wo sie mächtige, oft kegelförmige Stöcke darstellen, die wie Pfeiler an die Molassewände gelehnt erscheinen und mit ihren leuchtend grünen

Algen- und Moosfilzen einen überaus malerischen Anblick bieten.

4. Ausblick

Am Schlusse unserer Betrachtungen taucht unwillkürlich noch die Frage auf, welches denn das zukünftige Schicksal unseres Zürichsees sein werde. Natürlich spielen sich auch bei grossen stehenden Gewässern die gleichen Vorgänge der Verlandung ab, wie wir sie bei den früher erwähnten Kleingewässern kennen lernten. Ein Verlandungsfaktor ist allerdings durch die Kulturtätigkeit des Menschen fast gänzlich ausgeschaltet worden. An beiden Ufern sind die breiten Verlandungsgürtel der ursprünglichen Ufervegetation zum grossen Teil verschwunden und haben künstlichen Uferbauten Platz machen müssen. Nur im oberen Teil des Seebeckens bei Feldbach und im Raume von Hurden bis Freienbach kann dieses Ueberwachsen der Seefläche noch weiterschreiten.

Keinen wesentlichen Einfluss hat dagegen der Mensch auf den zweiten Verlandungsvorgang, den jährlich sich wiederholenden Absatz einer Seekreideschicht. Durch Sondierungen in verschiedenen Uferzonen konnte festgestellt werden, dass dort Seekreidebänke von mehr als fünf Metern Mächtigkeit auftreten. Die neuesten Bohrungen mit Rohrloten 1954 ergaben an den tiefsten Stellen des Seebeckens eine Seekreide- und Tonschicht von 10 m direkt über dem Moränengrund. Der jährliche Zuwachs der Seekreideschicht beträgt durchschnittlich ein bis zwei Millimeter. Seit 1895 weisen diese Kalkabsätze eine deutliche jahringähnliche Schichtung auf. Ihre Ursache liegt darin, dass seit jenem Zeitpunkt der einst schön blaue, saubere, nährstoffarme Zürichsee durch Einwirkung der immer in grössern Mengen eingeleiteten Abwässer in ein verschmutztes, nährstoffreiches Gewässer umgewandelt wurde.

Walter Höhn-Ochsner.

D. Literatur

1. *Aeppli A.*, Erosionsterrassen und Glazialschotter in ihrer Beziehung zur Entstehung des Zürichsees. Beiträge zur Geologischen Karte der Schweiz. Neue Serie, Bd. 4, 1894.
2. *Beck Paul*, Ueber das schweizerische und europäische Pliozän und Pleistozän. *Eclogae geol. Helvetiae*, Vol. 26, 1933.
3. *Heer Oswald*, Die Urwelt der Schweiz. Zürich 1865.

4. *Heim Albert*, Geologie der Schweiz. 1914—22.
5. *Höhn Walter*, Das Werden unseres Heimatbodens. Neujahrsblatt Nr. 8 der Lesegesellschaft Wädenswil, 1934.
6. *Hug J.*, Die Schweiz im Eiszeitalter. 1917.
7. *Penck A.* und *Brückner E.*, Die Alpen im Eiszeitalter. 1909.
8. *Suter Hans*, Geologie von Zürich, einschliesslich seines Exkursionsgebietes. 1939.

Aus der Geschichte des Zürichseegebietes

Schon sehr früh haben sich Menschen an den Ufern des Zürichsees angesiedelt, und dessen Gebiet hat deshalb auch eine Geschichte von vielen Jahrhunderten. Ein Gang durch diese Geschichte kann uns zeigen, was für Menschen in der Vergangenheit unser Seegebiet bewohnten, zu was für grösseren Völkern sie gehörten und was von den Kulturen und Ereignissen der verschiedenen Epochen gesagt werden kann.

Urzeit

Schon in vorgeschichtlicher Zeit waren die Ufer des Zürichsees von Menschen bewohnt. Besonders zahlreich sind die Spuren der Pfahlbauer. Im Januar des Jahres 1854 entdeckte der Lehrer Johannes Aeppli in der Nähe des Weilers Dollikon zu Obermeilen die erste schweizerische Pfahlbaute. Bald darauf nahm die Pfahlbauforschung einen grossen Aufschwung, so dass bis zum heutigen Tag an den Ufern unseres Sees etwa dreissig Siedelungen festgestellt werden konnten. Die meisten dieser Siedelungen gehören der jüngeren Steinzeit an, einem Zeitraum, der sich von etwa 3000 bis etwa 1800 v. Chr. erstreckte. Die weniger zahlreichen Pfahlbauten der Bronzezeit sind jünger. Sie wurden in der Bronzezeit erstellt, die in unseren Gegenden etwa 1000 Jahre dauerte und um 800 v. Chr. zu Ende ging. Ueber Sprache, Religion und etwaige politische Einrichtungen der Pfahlbauer beider Epochen sind wir nicht unterrichtet. Auch über die damalige Bevölkerungsdichte am Zürichsee kann angesichts des völligen Fehlens einer schriftlichen Ueberlieferung nichts gesagt werden. Die Pfahlbauer betätigten sich als Fischer und Jäger, und sie kannten auch den Ackerbau und die Viehzucht sowie die Leinenweberei. Von ihrer

Geschicklichkeit in der Herstellung von Geräten aller Art, von Waffen und Töpfereiwaren geben uns die im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich ausgestellten Fundgegenstände ein gutes Bild.

In der mehrere Jahrtausende zurückliegenden Pfahlbauerzeit war der See für den Verkehr von grosser Wichtigkeit. In den Urwäldern des Landinnern gab es keine Verkehrswege, und wenn die Pfahlbauer sich in eine andere Siedelung begeben wollten, benützten sie einfache Kähne, die sie mit steinernen oder bronzenen Werkzeugen herzustellen verstanden. So war das Wasser für die Menschen das verbindende Element.

Kelten und Römer

Haben wir von den Seeanwohnern der Stein- und Bronzezeit keine schriftliche Kunde, und ebensowenig von den Menschen der älteren Eisenzeit, deren Spuren auch im Zürichseegebiet an einigen wenigen Orten bezeugt sind, so ändert sich das mit dem Erscheinen der Kelten oder Gallier. Von diesen geben uns griechische und römische Geschichtschreiber sichere Kunde, so dass wir mit den Kelten für den schweizerischen Raum die Geschichte beginnen lassen dürfen.

Als Krieger, Händler und Gewerbetreibende drangen die Kelten in der zweiten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends von Norden und Nordosten her ins schweizerische Mittelland ein. Ein keltisches Volk waren auch die Helvetier, die sich, dem Druck der Germanen ausweichend, in der Schweiz niederliessen, ohne dass genau gesagt werden könnte, wann dies geschah. Das Wesen der Helvetier entsprach demjenigen der übrigen Kelten und der Kultur der jüngeren Eisenzeit. Die Helvetier liessen sich mit Vorliebe in Flusstälern und in der Nähe von Seen nieder. Mit ziemlicher Sicherheit darf gesagt werden, dass sie auch am Zürichsee heimisch wurden, obschon die dies bestätigenden Funde nicht zahlreich sind. Reste oder Spuren helvetischer Gräber fand man z. B. in Zürich, Zollikon und Horgen. Turicum, das keltische Zürich, war wie Oberwinterthur ein helvetischer Flecken. Zwei Ereignisse aus der Geschichte der Helvetier kann man mit Sicherheit nennen, nämlich ihren ersten Auszug nach Gallien, an

dem der junge Divico sich beteiligte, und den zweiten misslungenen, nach welchem der Einmarsch der Römer in unser Land erfolgte. Nach römischen Berichten haben sich im Jahre 58 v. Chr. anlässlich des helvetischen Gallienzuges etwa 260 000 Menschen auf den Weg gemacht. Damals müssen auch am Zürichsee Rauchsäulen den Abzug des Volkes angezeigt haben, denn vor dem Aufbruch wurden Städte, Dörfer und ungezählte Heimwesen in Brand gesteckt. Die Germanen, deren Druck das vom alten Divico geführte Helvetiervolk ausweichen wollte, sollten nichts als eine Wüstenei vorfinden. Nach erfolglosen Verhandlungen von Julius Caesar bei Bibracte in Frankreich geschlagen, mussten die tapferen Helvetier wieder ins schweizerische Mittelland zurückkehren. In den römischen Staat eingeordnet, sollten sie künftig als Grenz- wache am Rhein das römisch gewordene Gallien vor germanischen Angriffen schützen.

Während eines halben Jahrtausends herrschten fortan die Römer im schweizerischen Raum. Das wirkte sich auch aus in unserem Zürichseegebiet. Dieses wurde zur Zeit der Römerherrschaft zu Gallien gerechnet. Was östlich lag, etwa jenseits der Linie Stein a. Rhein—Rickenpass, gehörte zu Rätien. Auf dem Lindenhof in Zürich stand ein römisches Kastell, dessen Reste heute freigelegt sind. Ueberreste mehrerer römischer Landhäuser wurden auf dem rechten Seeufer, und zwar auch am Obersee, festgestellt, während Einzelfunde auf beiden Ufern gemacht wurden. Die Verteilung der baulichen Ueberreste zeigt deutlich, dass die Römer zu Wohnzwecken das rechte Ufer bevorzugten. Auch der Verkehr spielte sich auf dem sogenannten Sonnenufer ab, denn es führte eine Strasse von Turicum in die Gegend des heutigen Rapperswil, wo bei Kempraten ein von Winterthur herkommender Römerweg in sie einmündete. Die erwähnte Strasse Turicum—Rapperswil war ein Teilstück einer langen Quer- verbindung, die dem Verkehr von Vindonissa nach dem Rheintal bei Maienfeld diente. In Kempraten, wo schon vor langer Zeit zwei grosse Gelddepots mit etwa 4000 römischen Münzen gefunden wurden, befand sich wahrscheinlich ein Stapelplatz für Kaufmannswaren. So pulsierte schon vor etwa 2000 Jahren am Zürichsee ein sehr

reges Leben. Möglicherweise haben die Römer auch die Weinreben in unsere Gegend verpflanzt. Mit den Römern kam auch ihre heidnische Religion in unser Land, und als in der Kaiserzeit das Christentum Staatsreligion geworden war, kam es auch erstmals in die Schweiz. Die Legende vom Märtyrertod der zürcherischen Stadtheiligen Felix und Regula bezieht sich auf eine Christenverfolgung, die zur Kaiserzeit im römisch gewordenen Helvetierlande stattgefunden haben soll.

Damals war die Römerherrschaft in Gallien bereits unsicher geworden. Schon im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung waren die Alemannen plündernd eingefallen, so dass die Kaiser die Rheingrenze, die vorübergehend nach Deutschland vorgeschoben worden war, wieder an den Rhein zurücknahmen. In das nun eingerichtete Sperrsystem gehörte auch das in den Grundmauern noch sehr gut erhaltene Kastell von Irgenhausen bei Pfäffikon, das die von Winterthur ins Zürichseebecken führende Strasse vor den Barbaren schützen sollte. Als die römischen Grenztruppen zum Schutze Italiens zurückgezogen wurden, konnten die Germanen überall in die Provinzen des Reiches eindringen.

Das Mittelalter

Im Rahmen dieser sogenannten Völkerwanderung erfolgte denn auch der endgültige Einbruch der Alemannen in den Norden und Osten der heutigen Schweiz. In der Mitte des 5. Jahrhunderts erschienen die ersten Schübe, und nach Verlauf von etwa 150 Jahren dürfte die Landnahme der Alemannen beendet gewesen sein. In diesen anderthalb Jahrhunderten kam es auch im Zürichseegebiet zu nachhaltigen Veränderungen. Einzelheiten dazu können allerdings nicht erzählt werden. Mit den Alemannen kamen erstmals deutsches Volkstum, deutsche Sprache und deutsches Recht in unser Seegebiet. Obwohl Heiden und trotz der Kenntnis des Ackerbaus im Vergleich zu den romanisierten Kelten auf tiefer Kulturstufe stehend, rotteten die Alemannen die vorgefundene Bevölkerung wahrscheinlich nicht ganz aus. Es lässt sich auch nicht nachweisen, dass sie alles, was sie vorfanden, kurz und klein schlugen. Die Besetzung des Landes durch die Ale-

mannen geschah allem Anschein nach in zahlreichen Schüben. Die ersten Eindringlinge setzten sich an den wohlgelegenen Halden in der Nähe des Sees fest, während später eintreffende Sippen sich Land in den höheren Lagen aussuchten. Als neue Herren nahmen die Alemannen das Acker- und Weideland in Besitz. Wahrscheinlich bewirtschafteten sie auch die vorgefundenen römischen oder gallo-römischen Gutshöfe. So erhoben sich die Alemannenhütten auf dem Boden von Küsnacht vermutlich in oder bei einem vorgefundenen römischen Gut. Für die auf die Völkerwanderung folgenden Jahrhunderte lassen sich auf beiden Seeufnern Alemannengräber mit und ohne Beigaben nachweisen. In zahlreichen Flur- und Ortsnamen haben sich alemannische Bezeichnungen bis auf den heutigen Tag erhalten. Das zeigen die häufigen auf «ingen», «ikon» oder «wil» auslautenden Namen, wie etwa Schwamendingen, Esslingen, Zollikon, Gattikon, Gössikon, Hombrechtikon, Dollikon, Wädenswil, Thalwil u. a. m., die alle alemannischen Ursprungs sind. Trotz der Wildheit, die ihnen vielfach nachgesagt wird, lehnten die Alemannen das römische Kulturgut nicht völlig ab. Zahlreiche Wörter gingen aus dem Lateinischen in ihren Sprachschatz über, besonders solche, die sich auf die Landwirtschaft, auf Wein- und Obstbau sowie auf das Bauwesen beziehen. — In religiöser Hinsicht blieben die neuen Anwohner des Zürichsees vorläufig Heiden, denn das Christentum setzte sich bei ihnen erst lange nach der Einwanderung durch. Was die politische Zugehörigkeit betrifft, standen die Alemannen der Ostschweiz eine Zeit lang unter der Schutzherrschaft der Ostgoten. Als diese aber das Protektorat einem fränkischen Teilkönig abgetreten hatten, kamen die Alemannen unter die Herrschaft der Franken, deren Reich ihr Gebiet im Jahre 749 als Provinz einverleibt wurde. Es ist nicht genauer bekannt, wie es sich damals mit dem Christentum der Zürichsee-Alemannen verhielt. Um das Jahr 570 waren sie teilweise noch Heiden, da aber ihre fränkischen Herren den christlichen Glauben bereits angenommen hatten, war auch im Zürichseeraum der Sieg des Christentums zu erwarten. Der erste Christ, von dessen Tätigkeit in unserem Seegebiet wir Sicheres wissen, war der Glaubensbote Kolum-

ban, zu dessen Begleitern auch Gallus gehörte. Im Auftrage eines fränkischen Herrschers sollte Kolumban als Missionar bei den noch im Heidentum verharrenden Alemannen wirken. Vermutlich wanderte er um das Jahr 610, den alten Römerweg benützend, von Zürich über Meilen ins Gebiet des Obersees. Dort soll er in Tuggen, wo sich noch heidnische Heiligtümer befanden, gepredigt und mit seinen Leuten ein Gotteshaus errichtet haben. Eine Quelle bei Tuggen wird noch heute das Gallusbrünnelein genannt.

Das Herzogtum Alemannien, zu dem auch unsere Vorfahren am Zürichsee gehörten, erfreute sich eine Zeitlang grosser Selbständigkeit, aber unter den Karolingern nahm diese ein Ende. Die unbotmässigen Alemannen mussten sich der straffen Verwaltung des grossen Fränkischen Reiches fügen und dessen als Statthalter des Königs waltende Grafen anerkennen. In der sogenannten Karolingerzeit, deren berühmtester Herrscher Karl der Grosse war, dürfte sich auch am Zürichsee das Christentum immer mehr durchgesetzt haben. — Schon längst erhoben sich in Zürich das Stift zum Grossmünster und die Abtei zum Fraumünster. Nach alter Ueberlieferung galt Karl der Grosse als Stifter des Carolinums, einer angesehenen, mit dem Grossmünster verbundenen Schule. Bald wurden auch auf dem Lande Dorfkirchen erbaut, die nicht wie heute den Gemeinden, sondern Klöstern oder geistlichen sowie weltlichen Herren ihre Gründung verdankten. Die Geschichte der meisten Landkirchen unseres Seegebietes lässt sich im Gegensatz zu derjenigen zahlreicher anderer ländlicher Gotteshäuser nicht bis in die Anfänge zurückverfolgen. Einige von ihnen, wie die Kirchen auf der Insel Ufenau, zu Altendorf, Nuolen, Wangen, Kempraten und Uznach, können auf eine tausendjährige Geschichte zurückblicken. Die Ufenau, wo sich schon in der Mitte des 10. Jahrhunderts ein Gotteshaus erhob, war einst der Mittelpunkt einer sehr grossen Pfarrei, zu welcher zahlreiche Dörfer auf beiden Ufern gehörten. Klöster und andere Ordenshäuser gab es ausser den Stiften zu Zürich am See nur wenige. Genannt seien das noch heute bestehende Frauenkloster Wurmsbach am Obersee und die Johanniterhäuser von Bubikon, Wädenswil und Küsnacht.

Macht und Reichtum der Kirche kamen aber dennoch stark zur Geltung, indem ausser den zahlreichen Abteien der Stadt Zürich auch entfernte Klöster, wie Einsiedeln, St. Gallen, Engelberg und Kappel, an den Ufern unseres Sees weit herum Güter und Rechte besaßen. Eine Erscheinung des kirchlichen Lebens waren auch die Pilgerschiffe, auf denen Schiffeleute der Stadt Zürich zahlreiche, nach Einsiedeln reisende Pilger seeaufwärts führten. Der Passagierverkehr spielte sich da noch in altväterischen Formen ab, konnten doch die Schiffsherren die Pilger anweisen, die Ruderknechte für bestimmte Strecken abzulösen und selber für die Fortbewegung der Fahrzeuge zu sorgen.

Die starke Zersplitterung des Landes in grössere und kleinere Herrschaften und Vogteien, welche für das Mittelalter bezeichnend ist, machte sich auch am Zürichsee bemerkbar. Da gehörten zum hohen Adel Grafen und Freiherren mit ihren stolzen Sitzen, so die Grafen von Rapperswil, deren Stammburg Alt-Rapperswil bei Altdorf stand. Auf dem linken Ufer erhob sich hoch oben auf der Albiskette die Schnabelburg, eine Feste der Freiherren von Eschenbach, von der heute nur noch wenig zu sehen ist. Freiherrlichen Ranges waren auch die Herren von Wädenswil. Für die Mitte des 13. Jahrhunderts sind auf beiden Ufern unseres Sees ausser dem Grafenschloss zu Rapperswil drei freiherrliche und etwa ein Dutzend Burgen des Dienstadels nachgewiesen, deren Reste zum Teil noch zu sehen sind.

Im Laufe des 14. und des 15. Jahrhunderts kamen die meisten am See gelegenen Herrschaften an die Stadt Zürich, was der feudalen Zersplitterung allmählich ein Ende bereitete. Wenn heute unser See grösstenteils an zürcherische Ufer grenzt und mit Recht Zürichsee genannt wird, so ist das nicht zuletzt auf die umsichtige Territorialpolitik der Stadt zurückzuführen. Dadurch, dass diese viele Edle der Landschaft in ihr Bürgerrecht aufnahm, leistete sie dieser Politik wirksam Vorschub. Bereits im Jahre 1362 war Zürich infolge einer Schenkung Kaiser Karls IV. in den Besitz des Sees gelangt. Bis nach Hurden hinauf sollte sie das Recht auf die Fischerei haben. Davon machte sie ausgiebig Gebrauch, indem sie z. B. im 15. Jahr-

hundert den Fischern vorschrieb, ihre Beute entweder in Rapperswil oder in Zürich auf den Markt zu bringen. Die Stadt verfügte aber nur über wenig Aufsichtsbeamte, so dass es schwer war, den Fischereivorschriften überall Nachachtung zu verschaffen, und Leute, die da meinten, ein untermässiger Fisch sei für die Küche noch immer lang genug, hat es auch früher gegeben. Jedenfalls hatten die Fischer am See allen Grund, mit der städtischen Obrigkeit unzufrieden zu sein. Wenn sich im Waldmann-Handel speziell die zürcherischen Dörfer am See gegen die Stadt erhoben, so war das wohl bis zu einem gewissen Grade auch auf den Einfluss der unzufriedenen Fischer zurückzuführen.

Die ungleiche Territorialpolitik von Zürich und Schwyz führte bekanntlich zum Alten Zürichkrieg, in dessen Verlauf die unteren linksufrigen Zürichseedörfer die erbarmungslose Wut der eidgenössischen Sieger erfahren, als diese nach dem Gefecht auf dem Horgener Berg im Mai 1443 sich wie ein brausendes Bergwasser über sie ergossen. Zollikon ging während des schweizerischen Bruderkrieges in Flammen auf. Eine militärische Kuriosität waren in diesen Jahren die Seegefechte, welche die Zürcher und die Schwyzer auf seltsamen Kriegsflotten einander lieferten. — Zu schallenden Ereignissen kam es in der Seeegend auch anlässlich des sogenannten Waldmann-Handels, in dessen Verlauf es die Stadt vor allem mit den zürcherischen Dörfern am See zu tun bekam. Als nach Waldmanns Hinrichtung in den Waldmannischen Spruchbriefen der Streit mit den Untertanen beigelegt wurde, machte die Stadt den Seegemeinden erhebliche Zugeständnisse, die ihre Rechtsstellung fortan geradezu als privilegiert erscheinen liess. Im Volke blieb das lange unvergessen, beriefen sich doch seine Führer noch auf diese Spruchbriefe, als die Stadt drei Jahrhunderte später im Stäfer Handel so schroff gegen die Leute am See vorging.

Zu Beginn der neueren Zeit — etwa um 1500 — hatte das Land um den Zürichsee in politischer Hinsicht Grenzen, die sich bis zum Ende der alten Eidgenossenschaft nicht mehr stark veränderten. Innerhalb der Obervogteien Küsnacht, Erlenbach, Meilen, Männedorf und Stäfa sowie

innerhalb der Landvogtei Grüningen gehörten die Dörfer am rechten Seeufer zur Landschaft Zürich. Auf dem linken Ufer galt dasselbe bezüglich der Obervogteien Wollishofen und Horgen sowie für die Herrschaft Wädenswil, die später in eine Landvogtei umgewandelt wurde. Rapperswil stand in einem Schutzverhältnis zu den Ländern Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus. Die Dörfer und Höfe am Obersee gehörten auf dem rechten Ufer zur eidgenössischen Landvogtei Uznach, auf dem linken zur schwyzerischen March. Zwischen der March und dem zürcherischen Richterswil befanden sich die Höfe, die einst zürcherisch gewesen waren, während des Alten Zürichkrieges aber an Schwyz hatten abgetreten werden müssen.

Reformation und neuere Zeit

Durch die zürcherische Reformation, an welcher der Küsnachter Komtur Konrad Schmid hervorragend Anteil nahm, erfuhren die konfessionellen und kulturellen Verhältnisse des Seegebietes tiefgreifende Veränderungen. Dies machte sich nicht nur im kirchlichen Leben bemerkbar. Rapperswil, Uznach, March und Höfe blieben beim alten Glauben. In diesen Räumen wurden die zahlreichen Feiertage des katholischen Kirchenjahres wie in alter Zeit weiter beobachtet, während sie in den zürcherischen Dörfern vielfach dahinfielen. Das führte zu einem neuen Arbeitsrhythmus in der ländlichen und gewerblichen Arbeit. So kam es infolge der Glaubenserneuerung auch zu einer kulturellen Spaltung. Durch Ulrich von Hutten, der im Jahre 1523 auf der Ufenau starb, steht unser See auch in Beziehung zur deutschen Reformation. Wie die konfessionellen Streitigkeiten die ganze Eidgenossenschaft in Mitleidenschaft zogen, so machten sie sich auch im Leben der Seeanwohner bemerkbar. In den Glaubenskriegen zogen die beidseitigen Mannschaften im Gefolge ihrer Herren gegeneinander zu Felde. Die religiöse Unterweisung der zürcherischen Landeskirche war während eines Jahrhunderts betont antikatholisch und nahm erst im 17. Jahrhundert mildere Formen an. Die Bedürfnisse des täglichen Lebens erwiesen sich im Verkehr mit den Altgläubigen doch oft als stärker als die konfessionellen

Gegensätze. Im Verkehr auf dem See, der immer noch die wichtigste Strasse für den Personen- und Warenverkehr war, drängten die Verhältnisse ein friedliches Zusammenarbeiten auf. Die Gerechtsame, welche Klöster, wie Einsiedeln und Engelberg, noch lange in einzelnen zürcherischen Gemeinden hatten, waren eine weitere Gewähr dafür, dass nicht alle Fäden abrissen. Die Auswirkungen der späteren schweizerischen Glaubenskriege machten sich aber auch am Zürichsee deutlich bemerkbar, wenn schon die Kriegsschauplätze weitab lagen. Im Verlauf des Ersten Villmerger Krieges schritt Zürich zur Belagerung von Rapperswil, die von dem Städtchen mit schwyzerischer Hilfe abgewiesen werden konnte. Eine Veränderung der Hoheitsgrenzen brachte im oberen Seegebiet der 4. Landfriede mit sich, der den Zweiten Villmerger Krieg beendigte. Schwyz musste Hurden an Zürich und Bern abtreten, und auch Rapperswil, dessen Selbstverwaltung zwar nicht angetastet wurde, kam unter die Herrschaft der evangelischen Sieger. Im Zeitalter der Aristokratie führten verschiedene Streitigkeiten zu Aufsehen erregenden strengen Massnahmen der Stadt Zürich, so 1646 im Wädenswiler Handel und gegen Ende des 18. Jahrhunderts im Stäfner Handel, an den das Patriotendenkmal in Stäfa die Nachwelt erinnert. Die strenge Behandlung der Stäfner und Küsnachter, vor allem die von der Stadt verhängten Strafen, zeigten, wie wenig sie die Zeichen der Zeit verstand. Trotz des absolutistischen Regierungsstils, den weitblickende Stadtbürger allerdings missbilligten, war die regionale Freiheit der Seegemeinden nicht völlig in Fesseln. Die Obervögte mussten mit erstaunlich wenig Beamten und Schreibern auskommen, und bei der Ausübung der Verwaltung waren sie vielfach auf Mithilfe und guten Willen der Untertanen angewiesen.

In den auf die Reformation folgenden Jahrhunderten machten sich im Wirtschaftsleben der Seegegend, besonders in deren zürcherischem Teil, erhebliche Veränderungen bemerkbar. Teils waren sie auf die Reformation selbst, teils auf die Pionierarbeit der Locarner Glaubensflüchtlinge zurückzuführen. Zwar war noch lange der grösste Teil der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig, aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts zählte man im Kanton

Zürich doch schon etwa 40 000 Baumwollarbeiter. Auch in der Seidenverarbeitung fanden zahlreiche Landleute ihr Auskommen. Fabriken gab es auf der Landschaft allerdings noch keine, weil sie der Rat zu Zürich nur in der Stadt dulden wollte. Das Textilgewerbe konnte sich aber auf der Landschaft mit dem immer mehr aufkommenden Verlagssystem doch ausbreiten. So gesellten sich zu den von der Stadt geduldeten Herdwerken, zum Acker- und Weinbau die Heimarbeiter, die meist irgendwie mit dem Landbau verbunden blieben. Um geringen Stücklohn — Stundenlöhne kannte man nicht — befassten sich die Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen mit dem Spinnen und Weben von Seide oder Baumwolle, welche Rohstoffe von städtischen Unternehmern aus dem Auslande beschafft wurden. Als Vermittler zwischen den Unternehmern und den ländlichen Arbeitern fungierten die sogenannten Fergger, die verpflichtet waren, die Löhne in barem Geld auszuzahlen. Es war verpönt, für geleistete Arbeit Waren oder Lebensmittel abzugeben. So gab es im 18. Jahrhundert im zürcherischen Raum unseres Sees ein blühendes Textilgewerbe. J. W. Goethe, der mit dem aus Stäfa stammenden Maler und Kunstschriftsteller Heinrich Meyer sehr eng befreundet war, hat in «Wilhelm Meisters Wanderjahren» dieser älteren zürcherischen Baumwollindustrie ein besonderes Kapitel gewidmet. Eine einmalige Erscheinung der Volkswirtschaft am Zürichsee bildete das Kohlenbergwerk von Käpfnach bei Horgen, dessen zwar nicht ununterbrochener Betrieb sich bis ins Jahr 1663 zurückverfolgen lässt. Nachdem die Regierung zu Zürich die staatliche Ausbeutung beschlossen hatte, setzte 1785 ein geregelter Betrieb ein, der ohne Unterbruch etwa hundert Jahre dauerte. Während der ganzen Zeit seines Bestehens wurden aus dem Käpfnacher Werk etwa 2,4 Millionen Zentner Kohle gefördert. Als sich zur Zeit der beiden Weltkriege infolge fehlender ausländischer Zufuhr Brennstoffmangel fühlbar machte, wurde nach längerem Unterbruch mit der Förderung wieder begonnen. Deren Wirtschaftlichkeit sank aber am Ende des Zweiten Weltkrieges, so dass im Jahre 1947 der Betrieb wieder eingestellt wurde.

Als nach dem erfolgten Einmarsch der Franzosen die alte Eidgenossenschaft zusammenbrach, kamen auch über die friedlichen Dörfer am Zürichsee unruhige Zeiten. Da nämlich die Grossmächte auch auf schweizerischem Boden ihre Streitigkeiten austrugen, bekam man die Kriegsfolgen mit Durchmärschen, drückenden Requisitionen und eigentlichen Kampfhandlungen im ganzen Seegebiet deutlich zu spüren. Am 30. Januar 1798 herrschte im unteren und mittleren Seegebiet zwar noch eine sehr frohe Stimmung, der man mit über hundert Freudenfeuern und mit Böllerschüssen Ausdruck verlieh. In letzter Stunde hatte sich nämlich die Stadt Zürich zur Freilassung der eingekerkerten Stäfner Patrioten herbeigelassen, aber die lärmende Freude, mit welcher das Landvolk dies aufnahm, konnte über die im Innern herrschende Unsicherheit und über das von aussen her drohende Unheil nicht hinwegtäuschen. Am 5. Februar genehmigte die Stadt eine Proklamation, die völlige Gleichheit für Stadt und Land in Aussicht stellte, und am 10. März wurde im Amtshause zu Küsnacht ein Vertrag unterzeichnet, durch den die Regierung ihre Gewalt zu Händen des souveränen Volkes einer Landekommission übergab. Die zürcherischen Seedörfer verblieben in der Folgezeit beim Kanton, obwohl sonst im Raume der ins Leben gerufenen Helvetischen Republik die administrative Gebietseinteilung vielfach erheblichen Aenderungen unterworfen war. Im Gebiet der schwyzerischen Höfe kam es im Umsturzjahr 1798 insofern zu spürbareren Veränderungen, als sie einem Distrikt des neugeschaffenen helvetischen Kantons Linth zugeteilt wurden. Erst mit der Mediation kehrten sie wieder zu Schwyz zurück, zusammen mit Hurden, das 1712 der Hoheit von Zürich und Bern unterstellt worden war.

In der Franzosenzeit lernten die friedlichen Bewohner einzelner Seegegenden den Krieg aus nächster Nähe kennen, so bereits im Frühling 1798, als die Streitkräfte des französischen Generals Novvion nach mehrstündigem Gefecht bei Wollerau die Glarner und die mit diesen kämpfenden Truppen aus der March zum Rückzug zwangen. Stark wurde im Sommer und im Herbst 1799 auch die Stadt Zürich samt ihrer näheren Umgebung vom Kriege in Mitleidenschaft gezogen. Ausser Franzosen und Oester-

reichern kämpften auf unserem Boden damals auch Russen und im österreichischen Heere neben deutschstämmigen Soldaten zahlreiche Kroaten, Madjaren, Italiener, Polen u. a., wie es der damaligen bunten Zusammensetzung des Habsburger Reiches entsprach. Sowohl die Franzosen als auch ihre Gegner, die Alliierten, unterhielten Kriegsflotten auf dem See, ohne dass es allerdings zu einem Marinekrieg gekommen wäre. Aber trotzdem bekamen die Leute am See vom Ufer aus ganz Unerhörtes zu sehen. Da stach doch einmal eine ganz seltsame Flotte in See, die auf alliierter Seite lange vorbereitet worden war. Ihr Kommandant war ein englischer Oberstleutnant, und unter den Schiffsoffizieren befanden sich u. a. französische Adelige, die als Emigranten ihr Vaterland verlassen hatten. Für den Matrosendienst hatte man Seeleute von der Adria kommen lassen. Es muss ein eigenartiges Schauspiel gewesen sein, als der aus Richterswil stammende österreichische General Hotze, der bald darauf bei Schänis fiel, mit 3000 ungarischen Soldaten auf zahlreichen Schiffen unter den Klängen einer Janitscharenmusik seeaufwärts fuhr. Grosse Taten waren dieser Armada nicht beschieden. Ihr Angriff auf eine befestigte französische Stellung bei Lachen misslang, worauf sie nach Rapperswil zurücksegelte. Der Krieg brachte den Dörfern am Zürichsee auch schwere Lasten, denn immer wieder mussten für die fremden Truppen Lebens- und Futtermittel geliefert werden, und zahlreich waren auch die Pferdefuhren, welche die Fremden für ihre Transporte forderten.

In der unruhigen Revolutionszeit geschahen auch Kriegshandlungen, die darauf zurückzuführen waren, dass die Schweizer selber sich untereinander nicht zu einigen vermochten. Das gilt für die von dem helvetischen General Andermatt geleitete Bombardierung der Stadt Zürich vom September 1802 und auch für den sogenannten Bockenrieg des Jahres 1804, dessen Folgen die Gemeinden am linken Ufer von Horgen bis Wädenswil empfindlich zu spüren bekamen.

Die Neuzeit

Zahlreiche Neuerungen auf dem Felde des Verkehrs, des Handels, der Industrie und überhaupt der materiellen

Kultur gaben im Verlaufe der letzten anderthalb Jahrhunderte dem Zürichseegebiet Gepräge und Charakter, die es heute kennzeichnen. Entsprechend dem Ablauf der inneren Geschichte in den Uferkantonen änderte sich überall die politische Stellung des Landvolkes. Die überlebten Formen des alten Abgabewesens, welches auch die Helvetik nicht dauernd beseitigen konnte, mussten neuen Steuersystemen weichen, und die lang geübte, einseitige Belastung des ländlichen Grundbesitzes fiel dahin.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die Dörfer am Zürichsee durch schöne Strassen miteinander verbunden, was dem hergebrachten rückständigen Verkehrswesen ein Ende bereitete. Um das Jahr 1850 gab es an beiden Ufern Hauptstrassen mit Postwagenlinien. Rapperswil, dessen Schloss längere Zeit das sogenannte Polenmuseum beherbergte, ist seit 1878 durch einen festen Damm mit Hurden verbunden. Vorher hatte eine Holzbrücke diesen Verkehr vermittelt. Mit der «Minerva», die 1835 als erster Dampfer den See hinauffuhr, nahm auch die Seefahrt erstmals neuzeitliche Formen an. Neue Impulse erhielt der Verkehr auch durch die Eisenbahnen. Die älteste dem Betrieb übergebene Strecke war die der Schweizerischen Nordostbahngesellschaft gehörende Linksufrige, die seit 1875 besteht. Ihr Bau war wegen der Verbindung mit dem Bündnerland früher beonnen worden als derjenige der rechtsufrigen Eisenbahn. Ebenfalls von der Nordostbahngesellschaft erstellt, wurde 1894 die Strecke Zürich—Rapperswil dem Verkehr übergeben. Dadurch kam auch die Verbindung mit dem Zürcher Oberland und mit dem rechten Ufer des Obersees zustande, da es in diesen Gegenden bereits ältere Linien der Vereinigten Schweizerbahnen gab. Seit dem sogenannten Eisenbahnrückkauf gehören alle wichtigeren Linien im Zürichseegebiet zum grossen Netz der SBB. Bald nach dem Bau der Eisenbahnen brachten das Automobil und die Verwendung der Elektrizität weitere Neuerungen. Grosse Veränderungen, die sich seit etwa 50 Jahren besonders im unteren Seegebiet bemerkbar machen, sind auf die beiden Stadtvereinigungen von Zürich zurückzuführen. Manches zog die neue Großstadt am Ausfluss der Limmat in ihren Bann. Die Bodenpreise stiegen, und viel Land,

auf dem bisher Reben standen, wurde verkauft. Es wurde meist überbaut, und zwar mit Häusern oder ganzen Anlagen, die vom früheren ländlichen Wesen nichts mehr an sich hatten. Je mehr die benachbarte Großstadt zur wirtschaftlichen Metropole wurde, desto häufiger siedelten sich auch in den benachbarten Seedörfern Menschen an, die nun wohl am See wohnten, ihrer Arbeit aber in Zürich nachgingen. Wenn aber im Verlaufe der neuesten Zeit die Bevölkerung am Zürichsee — vor allem auch in konfessioneller Hinsicht — den früheren einheitlichen Charakter verlor, so ist das auch auf die allen Schweizern seit der Schaffung des Bundesstaates gewährleistete Niederlassungsfreiheit zurückzuführen.

Franz Schoch.

Aus der Literaturgeschichte des Zürichsees

Der Zürichsee mit seinen lieblichen Ufern hat wohl von jeher seinen Zauber auf die Menschen ausgeübt; auf die Vorbeiziehenden wie auf alle die, die hier ihre Heimat fanden. Wir wissen zwar nicht, wie die Helvetier, die Römer und Alemannen die Zürichseelandschaft erlebten, da ihr Erleben nicht in Dichtungen verewigt wurde. Nicht einmal die Minnesänger von Zürich und Rapperswil, in deren Liedern doch bereits Naturerleben zu Worte kommt, verraten uns etwas von ihrer Beziehung zu unserer Landschaft, weil die typischen Motive des Minnesangs keine charakteristische Gestaltung von Natur und Mensch gestatten. Und doch möchten wir glauben, dass sie alle, deren Stimmen uns jetzt nicht mehr vernehmbar sind, etwas von dem erlebt haben, was Max Huber in seiner Betrachtung über den Albis so feinsinnig sagt:

«Um die breit hingelagerten, kraft- und massvoll aufsteigenden Höhen der Forch legt sich, wie ein starker Arm, im Halbrund der See. Das Halbrund: die feierlich-festliche Bauform, in weitem Bogen sich öffnend, dann sich verjüngend tief in die Ferne, endlich hinter dem Berg verschwindend, ein Geheimnis zu erahnen . . . Das holde Bild, das Hingezogene, Gerundete, Beschwingte zerflösse wie ein tatenloses Leben, zöge der Albis nicht, von West

nach Süd, fest und sicher die grosse Waagerechte, Abschluss und Halt des Ganzen.»

Zum eigentlichen Gegenstand der Dichtung aber wurde die Zürichseegegend erst im 18. Jahrhundert, als der zivilisierte Städter Land und Landschaft plötzlich mit den Augen Rousseaus zu betrachten lernte und ganz Europa in der Schweiz eine Insel unberührter Natur und gesunden, naturhaften Volkslebens zu bewundern begann. Nun wurde die Geselligkeit im Freien gepflegt, und der einsame, träumerische Spaziergänger fand in der Natur eine Freundin, an deren Busen er sein bedrängtes Herz erleichtern und ausweinen konnte. Damals entdeckte man, wie schön eine Schifffahrt auf dem Zürichsee sein kann, und man fing an, reine Vergnügungsfahrten zu veranstalten.

So fuhr denn auch im Sommer 1750 der sechsundzwanzigjährige *Klopstock* mit einer fröhlichen Gesellschaft seeaufwärts bis zur lieblichen Au, die sich als Halbinsel zwischen Horgen und Wädenswil in den See hinaus erstreckt. Dort wurde auf einer anmutigen kleinen Ebene im Schatten von Eichbäumen unter Scherzen und Liedern getafelt. Natürlich bemühte sich alles um den liebenswürdigen deutschen Dichter und bestürmte ihn immer wieder, im Angesichte der Natur aus seinen Werken, besonders aber aus dem «*Messias*», vorzulesen, wozu der Dichter denn auch gerne bereit war. Auf der Hin- und Rückfahrt fand die Gesellschaft in dem Kellerschen Landhause zu Meilen freundliche Aufnahme und Bewirtung, wie wir einem köstlichen Briefbericht des damaligen Stadtarztes Johann Caspar Hirzel, einem Teilnehmer der Vergnügungsfahrt, entnehmen können. Aber auch in der Seele des Dichters fand die festliche Fahrt einen schönen Widerhall; wir vernehmen ihn heute noch in seiner schönen *Ode «Der Zürchersee»*, die mit der prächtigen, schwungvollen Strophe beginnt:

*Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den grossen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.*

Im weiteren spricht *Klopstock* von «des Sees silbernen Traubengestaden» und lässt dann das Bild der Zürichseelandschaft vor unserem Auge erstehen:

*Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuss
Zürich im rubigen Tal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbeigeflohn.*

*Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höb,
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
Schon verriet es beredter
Sich der schönen Begleiterin.*

*Jetzt nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt;
Da, da kamest du, Freude!
Volles Masses auf uns herab!*

Ein Vierteljahrhundert später erschien der junge Goethe, ebenfalls sechsundzwanzigjährig, mit den beiden Grafen Stolberg und Kurt von Haugwitz in Zürich; und auch hier wurde zu Ehren der jungen «Originalgenies» sogleich eine Vergnügungsfahrt auf dem See veranstaltet, an der Lavater, Passavant, der Musiker Kayser und andere teilnahmen. Unter Scherzen und Spielen liess sich die fröhliche Gesellschaft nach Oberrieden hinaufrudern, wo sie bei Pfarrer Däniker, einem Freunde Lavaters, zu Mittag speiste. Am Nachmittag setzte Goethe mit den Stolbergs, Haugwitz und Passavant die Fahrt allein fort. Man war etwas stiller geworden, und Goethe wurde von einer träumerischen Stimmung ergriffen, in der die gegenwärtige Schönheit der Natur mit der in ihm aufsteigenden Erinnerung an seine Liebe zu Lili Schönemann geheimnisvoll zusammenklang. Und er liess, was er fühlte, im Gedicht zu Worte kommen; so entstand diese Perle deutscher Lyrik, die hier ganz wiedergegeben sein soll:

Auf dem See

*Und frische Nabrung, neues Blut
Saug ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.*

*Aug, mein Aug, was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so gold du bist;
Hier auch Lieb und Leben ist.*

*Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reisende Frucht.*

Gegen Abend lenkte das Boot in den Hafen von Richerswil ein, wo die Freunde von Dr. Hotz aufs beste empfangen und beherbergt wurden. Am folgenden Tag ging die Reise nach Einsiedeln; von dort zogen dann Goethe und Passavant über Schwyz und Brunnen dem Gotthard entgegen. Bevor aber die vier Wanderer bei Schindellegi im Tal der Sihl verschwanden, schauten sie noch einmal zurück, «um die entzückende Aussicht über den Zürichsee» noch einmal «in sich aufzunehmen».

Als Goethe vier Jahr später mit Herzog Karl August von Weimar seinen Freund Lavater und Dr. Hotz besuchte, war er ein anderer Mensch geworden. Der Herzog hatte ihn zum Geheimen Legationsrat ernannt; und die Verantwortung für seinen fürstlichen Freund und dessen Land drückte ihn so sehr, dass auf dieser Reise kaum eine neue dichterische Begegnung mit dem Zürichsee zustande kommen konnte.

Erst die dritte Schweizer Reise vom Jahre 1797 brachte Goethe in ein neues Verhältnis zur Zürichseegegend. Als er in jenem Sommer seinen Freund Johann Heinrich Meyer, den Maler und Kunstschriftsteller, in Stäfa besuchte, sah er die ihm doch so bekannte Gegend mit neuen Augen an. Wenn auch in Italien sein Sinn für landschaftliche Schönheit eine neue Belebung erfahren hatte, so verlor er doch deswegen den weiten Horizont und die vielseitigen Interessen des Staatsmannes keineswegs. So kommt es, dass in seinen Notizen über eine «Reise in die Schweiz im Jahre 1797», die leider nur in Stichworten abgefasst sind, neben der landschaftlichen Schönheit auf

wirtschaftliche, politische, soziale und allgemein kulturelle Probleme unserer Gegend hingewiesen wird. Goethe bewunderte vor allem die gesunden wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse am oberen Zürichsee. Er sah vor sich «den höchsten Grad von Kultur, mit einer gewissen mässigen Wohlhabenheit», und er fügt hinzu: «Man kann wohl sagen, es ist keine Hütte hier am Ort, alles Häuser und meist grosse Gebäude, die aber anzeigen, dass ein Landwirt darinnen wohnt.» Besonderes Interesse zeigte Goethe für die in der Zürichseegegend stark verbreitete Baumwollindustrie. Sie wurde damals noch nicht maschinell betrieben, stand daher dem Handwerk noch einermassen nahe, was ihr die Sympathie Goethes eintrug. Allerdings musste er mit Beklemmung voraussehen, dass die Einführung der Spinnmaschine und des mechanischen Webstuhles auch hier der Heimarbeit und den Kleinbetrieben den Todesstoss versetzen werde; und das Elend, das er schon über die Heimarbeiter hereinbrechen sah, machte ihm schwer zu schaffen. In seinem Roman «Wilhelm Meisters Wanderjahre» setzte er sich eingehend mit diesen Problemen auseinander. Wie wichtig sie ihm waren, zeigt die Tatsache, dass er in diesem Werk die alte Baumwollindustrie am oberen Zürichsee unverkennbar und ausführlich schilderte, so dass ihm der Schweizerische Spinner-, Weber- und Zwirnerverein zum Dank Anno 1888 am Haus zur Krone in Stäfa eine Gedenktafel anbringen liess mit den schlichten Worten: «Hier wohnte Goethe im Herbst 1797.» Dass in der Darstellung der Zürichseegegend in den «Wanderjahren» auch die landschaftliche Schönheit nicht zu kurz kommt, mag folgende Schilderung der am Abend von Zürich seeaufwärts fahrenden Marktschiffe bezeugen:

«Die Abfahrt aus der Stadt verzieht sich gewöhnlich bis gegen Abend; dann belebt sich der See allmählich, und die Schiffe gleiten segelnd oder durch die Kraft der Ruder getrieben, über seine Fläche hin; jedes bemüht sich, dem andern vorzukommen; und die, denen es gelingt, verböhnen wohl scherzend die, welche zurückzubleiben sich genötigt sehen.

Es ist ein erfreuliches, schönes Schauspiel um die Fabrik auf dem See, wenn der Spiegel desselben mit den anlie-

genden Gebirgen, vom Abendrot erleuchtet, sich warm und allmählich tiefer und tiefer schattiert, die Sterne sichtbar werden, die Abendbetglocken sich hören lassen, in den Dörfern am Ufer sich Lichter entzünden, im Wasser widerscheinend, dann der Mond aufgeht und seinen Schimmer über die kaum bewegte Fläche streut. Das reiche Gelände flieht vorüber, Dorf um Dorf, Gehöft nach Gehöft bleiben zurück; endlich in die Nähe der Heimat gekommen, wird in ein Horn gestossen, und sogleich sieht man im Berg hier und dort Lichter erscheinen; die sich nach dem Ufer herab bewegen; ein jedes Haus, das einen Angehörigen im Schiffe hat, sendet jemanden, um das Gepäck tragen zu helfen.»

Aus alledem ist ersichtlich, dass die Schilderung der Zürichseeegend in Goethes Werk die erste dichterische Würdigung unserer Landschaft darstellt, die sowohl ihre Schönheit wie ihr Wesen zeigt, in die Breite und in die Tiefe geht.

Die deutschen *Romantiker* — schweizerische gibt es ja nicht — schenkten der Zürichseeegend keine besondere Beachtung. Viele kannten sie wohl gar nicht näher; sollte sie den anderen vielleicht zu hell und klar, zu säuberlich und gut bürgerlich vorgekommen sein? Jedenfalls gibt es erst in der auf die Romantik folgende Epoche des poetischen Realismus wieder bedeutende dichterische Darstellungen des Zürichsees.

Gottfried Keller war zwar vor allem mit dem Zürcher Unterland und mit der Stadt verbunden; dennoch gibt es in seinem Werk manches «Zürichseebild». Das bedeutendste unter ihnen findet sich in der Erzählung «Das verlorene Lachen» und führt den Leser, wie Goethes Schilderung in den «Wanderjahren», in die obere Zürichseeegend. Aber seit Goethes Zeiten hat sich manches geändert. Die maschinelle Industrie ist eingeführt worden; wir sehen nun die langgestreckten Fabrikgebäude mit ihren «zahllosen Fenstern» und die Herrschaftshäuser der neureichen, dem Gewinnstreben verfallenen Industriellen. Oben am Bergeshang aber thront ein ehrwürdiger, alter Bauernsitz, ein prächtiger Fachwerkbau, Sinnbild alten, bewährten Bauerntums. Doch lassen wir dem Dichter das Wort:

«Zwei gleichgebaute, villenartige Häuser neuesten Stils, welche zunächst dem See in den schattigen Anlagen standen, bezeichnete sie ihm als die Wohnungen der beiden Brüder, wovon jeder schon seine eigene Familie gegründet hatte, ohne deswegen aus der Gesamtfamilie auszuscheiden. Dann stieg sie mit ihm Wege und Treppen empor, bis wo über den Wipfeln der untern Bäume die Wohnung der Eltern stand, worin sie selber lebte, von etwas älterer Bauart, aber immerhin ein stattliches Herrenhaus, umgeben von Wirtschaftsgebäuden und Ställen; weiterhin sah man lange, hohe Gewerbhäuser mit zahllosen Fenstern, welche an die staubige Landstrasse grenzten, die hier vorüberführte. Jenseits der Strasse aber, an dem ansteigenden Berghang, dehnten sich Aecker, Weinberge und Wiesen mit Wäldern von Obstbäumen, und hoch über allem diesem zeigte ihm Justine das Haus der Grosseltern als den Stammsitz der Ibrigen, in der Abendsonne weit über das Land hin schimmernd, ein weittläufiges, vornehmes Bauernhaus von altertümlicher Bauart, mit hellen Fensterreihen, weissem Mauerwerk und buntbemaltem Holzwerk an Dach und Scheunen, mit steinernen Vortreppen und künstlich geschmiedeten eisernen Geländern. Hier hausten der Grossvater und die Grossmutter mit ihrem Gesinde, beide achtzigjährige Landleute, beide noch täglich und stündlich schaffend und befehlend, zähe und gestrenge alte Personen von einfachster Lebensweise und stets fertig mit ihrem Urteil über alle Jüngeren, wie Justine ihrem Begleiter sie schilderte.»

In diesem vielsagenden Bilde liegt des Dichters ganze Kritik an dem Wesen der modernen Industrie beschlossen, und zugleich eine Verherrlichung des alteingesessenen, bodenständigen Bauerntums. Man kann hier schon die ernsten Töne heraushören, die Keller später im «Martin Salander» angeschlagen hat.

Von allen Dichtern aber, die den Zürichsee liebten und in ihrem Werke dichterisch spiegelten, war wohl keiner so eng mit ihm verbunden wie *Conrad Ferdinand Meyer*. Den grössten Teil seiner Werke schrieb er in Küsnacht, Meilen und Kilchberg; oft dichtete er im Freien, unmittelbar am See, so etwa unter der «schwarzscheidenden Kastanie», die neben dem Seehof in Meilen ihr «windgeregtes

Sommerzelt» ausbreitete. Es wäre müssig, hier alle die schönen Stellen aufzuzählen, in denen der Dichter seinen See verherrlichte; man denke nur an die Seefahrt des Herrn Waser im «Jürg Jenatsch», an «Huttens letzte Tage», den «Schuss von der Kanzel» und vor allem an seine vielen Seegedichte, deren Schönstes hier wieder-gegeben sei:

Zwei Segel

*Zwei Segel erbellend
Die tiefblaue Bucht!
Zwei Segel sich schwellend
Zu rubiger Flucht!*

*Wie eins in den Winden
Sich wölbt und bewegt,
Wird auch das Empfinden
Des andern erregt.*

*Begebrt eins zu hasten,
Das andre geht schnell,
Verlangt eins zu rasten,
Rubt auch sein Gesell.*

C. F. Meyer liebte es, sich in vergangene Zeiten zu versenken, die ihm als Muster lebendiger Kultur erschienen. Sein Werk besteht denn auch zum grössten Teil aus geschichtlichen Erzählungen. Er floh vor dem Kultur-niedergang seiner Zeit in das Reich der Kunst und der Geschichte. So bevorzugte er auch in seinen Zürichsee-dichtungen Stätten alter Kultur oder geschichtlicher Er-innerungen; sei es nun der Landsitz des alten Generals Werdmüller auf der Au; die Insel Ufenau, die dem tod-kranken deutschen Patrioten Ulrich von Hutten ein Asyl bot, oder die Johanniterkomturei Küsnacht, von wo der tapfere Komtur Schmid als Glaubensstreiter in den Kap-pelerkrieg zog, in dem er den Tod fand. Alle diese ge-schichtlichen Erinnerungen, verbunden mit der gegenwärtigen Schönheit des Sees und seiner Ufer, machten wohl den Zürichsee und sein Land zu Meyers eigentlicher Hei-mat. Man spürt diese persönliche, heimatliche Verbunden-heit des Dichters mit seinem See in allen seinen See-gedichten, am stärksten und ergreifendsten aber wohl im Ausklang seines Requiems:

Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt,
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!

Natürlich wären ausser Keller und Meyer noch manche, zum Teil weniger bekannte, Zürichseedichter zu erwähnen; wir nennen hier nur den Meilener *Leonhard Widmer*, der den Schweizerpsalm dichtete; die Kilchbergerin *Barbara Urner*, die Dichterin des bekannten Liedes «Goldne Abendsonne»; den Küsnachter *J. J. Reithart*, der mit Gotthelf befreundet war; und schliesslich aus der «Dichterrunde im Doktorhaus zu Hirzel *Meta Heusser* und ihre Tochter *Johanna Spyri*, Dichterin des heute weltbekannten Kinderbuches «Heidi».

Im zwanzigsten Jahrhundert hat der Zürichsee sein Gesicht verändert wie noch nie zuvor. Die «silbernen Traubengestade» sind zum grösseren Teil verschwunden; die einzelnen Dörfer sind zusammengewachsen und werden immer mehr zu Vororten der Großstadt Zürich. Der Verkehr fordert gebieterisch ein ausgebautes Strassennetz, und die Eisenbahn soll bald zweispurig den beiden Ufern folgen. Sicher ist mancher schöne Winkel der Baulust der Städter zum Opfer gefallen, und manches schöne Dorf hat seinen Charakter verloren und ist zu einer verstreuten Ansammlung von Häusern verschiedensten Stiles geworden. Dennoch hat auch in unserer Zeit der Zürichsee nicht aufgehört, seinen Zauber auf die empfänglichen Gemüter auszuüben. Immer noch werden die Dichter nicht müde, in Vers und Prosa von seinen Schönheiten zu künden: Man denke nur an die reizende «Zürcher Idylle», von *Robert Faesi*, in der Klopstocks Fahrt auf die Au noch einmal dichterisch verklärt wird; oder an den Roman «Pfannenstiel», von *Albin Zollinger*, mit seinen schönen lyrischen Landschaftsschilderungen; an das Buch «Der schöne Kanton Zürich», von *Ernst Eschmann*, und schliesslich an *Hermann Hiltbrunners* Dichtung «Der Zürichsee», in der der Dichter seinem See zu jeder Jahreszeit neue Schönheiten und Geheimnisse abzugewinnen weiss. Ein Gedicht aus diesem Zyklus mag unsere kurze literaturgeschichtliche Betrachtung schliessen:

*Nebel hüllen Land und See,
 Der Winter drückt auf das Gemüt,
 Die nahen Hügel stehn im Schnee,
 Die Gärten haben ausgeblüht.
 Doch heimlich hinterm Nebel webt
 Das Licht an einem neuen Bild,
 Und wie sich seine Decke hebt,
 Taucht aus dem See ein blanker Schild:
 Noch einmal siegt das alte Licht,
 Die Helle wächst, der Glanz wird gross,
 Und aller Dinge Angesicht
 Ist abgeklärt und makellos.*

Hannes Maeder.

Literatur

- G. Binder, Zur Kulturgeschichte des Zürichsees, Erlenbach 1937.
 E. Eschmann, Der schöne Kanton Zürich, Zürich 1935.
 H. Gattiker, Goethe in der oberen Zürichseegegend, Richters-
 wil 1932.
 Max Huber, Heimat und Tradition, Zürich 1947.
 Jahrbücher vom Zürichsee, herausgegeben vom Verbandes zum
 Schutze des Landschaftsbildes am Zürichsee (Jahrgang 1931
 noch unter dem Titel «Zürichseebuch»).

Rapperswil

Rapperswil liegt an einem *Strassenkreuz*. Seit ältesten Zeiten und bis ins 19. Jahrhundert hinein benützten Kaufleute den Handelsweg, der von Zürich über Chur und die Bündner Pässe nach Italien führte. Andererseits hatte der Linthgletscher in der Eiszeit bei Rapperswil eine un tiefe See-Enge geschaffen, welche die Ueberfahrt und später den Brückenschlag erleichterte. Die volle Bedeutung erlangte diese Querstrasse Stein am Rhein—Bodensee—Tösstal/Toggenburg—Rapperswil—Innerschweiz erst im Mittelalter durch die Gründung des Klosters Einsiedeln und die Eröffnung des Gotthardweges. Dieser guten Verkehrs-lage verdankt Rapperswil seine Entstehung und Entwicklung.

Schon das *Römerdorf Kempraten* (Centum Prata = viele Wiesen), das vor den Toren des späteren Städtchens an einer Bucht des untern Zürichsees lag, war ein bedeutsamer Verkehrspunkt. Es entwickelte sich im ersten nachchristlichen Jahrhundert an der Heerstrasse, die von Magia (Maienfeld) durch das Walen-

seetal nach Turicum (Zürich) und Vindonissa (Windisch) führte. In Kempraten zweigte eine Nebenstrasse nach dem Kastell Irghausen am Pfäffikersee und nach Vitudurum (Winterthur) ab; es besass auch eine Schiffflände. Die helvetisch-römische Siedlung war bewohnt von Handwerkern und Krämern, Fuhrleuten und Schiffsknechten. Vermutlich fanden dort regelmässig Märkte statt, die vom helvetischen Bauernvolk der Umgebung besucht wurden. Das Römerdorf erlebte seine Blütezeit im 2. Jahrhundert, d. h. während der grossen römischen Friedenszeit. Um 270 erschienen die ersten Alamannenscharen, und während der Völkerwanderung wurde wahrscheinlich das Dorf zerstört. — Unweit von Kempraten, aber am Obersee, lag *Busskirch*, eine kleinere helvetisch-römische Siedlung.

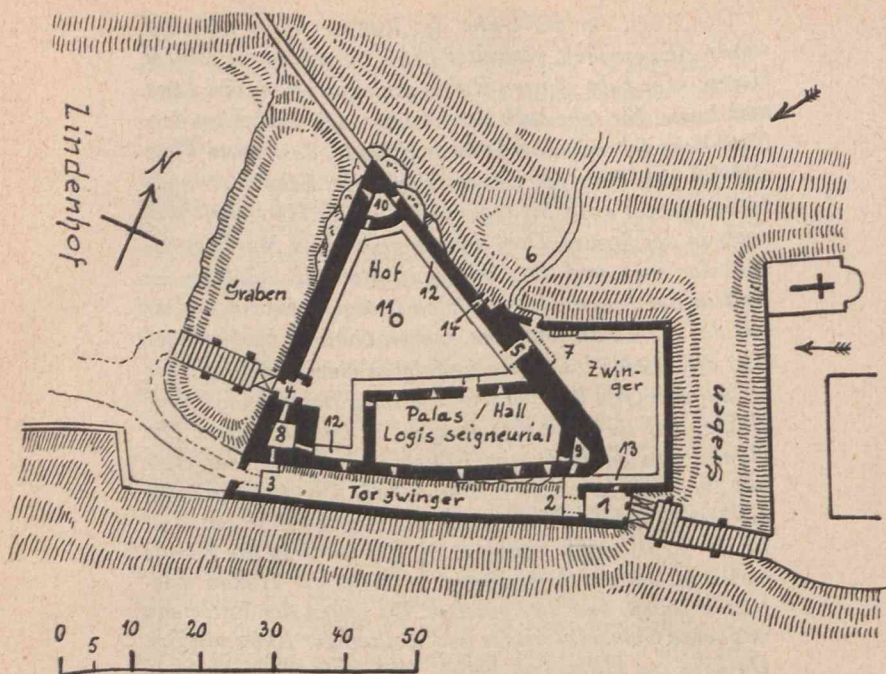
Wie zahlreiche andere Städte, wurde Rapperswil im Hochmittelalter von einem Herrengeschlechte gegründet. Damals sassen die *Edlen von Rapperswil* auf einer Veste am Fusse des Etzels, beim heutigen Dorf Altendorf. Sie besaßen an beiden Ufern des obern Zürichsees reiche Güter als Eigen oder Lehen; sie erwarben auch weite Gebiete im heutigen Zürcher Oberland, dazu verschiedene Höfe im Aargau und im Tal von Uri. Die Rapperswiler waren auch die Schirmvögte von Einsiedeln und anderer Klöster. Ein Zürcher Chronist schrieb von ihnen: «Si wären mächtig, edel und gewaltig, daz man nit wiste von edlern, mächtigern herren in den landen ze sagen.» Die Freiherren führten ein vornehmes Wappen: drei rote Rosen auf weissem Schilde. Mehrere Rapperswiler nahmen, wie alte Chroniken berichten, an Kreuzzügen teil. Für die Verwaltung der eigenen Güter und zum Schutze der Schirmgebiete setzten sie ritterliche Dienstmannen ein, so die Herren von Rambach, von Gamelunstein, von Uerikon, von Dübelstein und andere. Dieser mächtigen Stellung entsprach die Stammburg in der March kaum mehr, denn sie bestand nur aus einem Turm und einem Wohngebäude. Als Rudolf VI. (oder VII.) um 1200 von einer Kreuzfahrt heimkehrte, beschloss er, auf Endingen — so hiess damals die Rapperswiler Halbinsel — eine Burg und eine Stadt zu bauen.

Die Gründungssage erzählt¹⁾:

¹⁾ Die Sage in ihrer schönen, leicht verständlichen Sprache des Spätmittelalters findet man in: Halter E., Rapperswil, Verlag P. Haupt, Bern (Schweizer Heimatbücher), S. 7.

Der Vogt, der die Güter des Rapperswilers während seiner Abwesenheit verwaltet hatte, sprach so zu seinem Herrn: «Ihr habt grossen Ruhm und Reichtum, viel Land und Leute. Ihr seht auch dort drüben den Hügel im See. Nun habe ich mir überdacht und finde, dass jener Platz sich für eine Burg gut eignete; denn alles Land dort rundherum gehört euch. Sie läge mitten in der Herrschaft und auch an der Strasse. Dort könnte man einen Markt eröffnen, der euch und der Landschaft Vorteile brächte.» — Und in der Frühe des folgenden Morgens fuhr der Herr mit der Gemahlin und dem ganzen Gesinde hinüber und liess die Hunde los. Diese verfolgten eine Hirschkuh, die bis auf den Grat lief, wo jetzt die Burg steht. Da war eine Höhle, und sie hatte ihre Jungen im hohlen Felsen. Die Hunde standen davor und bellten so lange, bis der Herr mit der Edelfrau erschien. Obwohl die Knechte beständig die Hunde hetzten, wehrte sich die Hirschkuh so gut, dass sie ihr nichts antun konnten. Als die Edelfrau die Kunde vernahm, bat sie ihren Herrn, er möge die Hunde wegführen lassen, und dies geschah. Da sass der Edelmann und seine Gemahlin nieder und wollten der Ruhe pflegen. Da kam die Hirschkuh heraus und legte ihren Kopf in den Schooss der Edelfrau. Als der Herr dies sah, befahl er, man möge die beiden Jungen mitnehmen und heimführen. Die Alte folgte ihnen bis zum Ufer, und da nahmen sie sie auch mit. Anderntags in der Frühe schickte der Herr Zimmerleute in das Holz, das er fällen und roden liess, und erbaute eine Veste. Darauf zogen die Leute der zwei Dörfer (Kempraten und Busskirch) unter die Veste, und sie errichteten eine Ringmauer von der Burg bis zum Wasser. Die Zuwanderung nahm stark zu wegen der Strasse nach Unserer Lieben Frau (Mutter Gottes) zu Einsiedeln.

Die Burganlage hat sich in ihrem Grundriss sozusagen unverändert erhalten. Sie bildet ein fast gleichseitiges Dreieck, dessen Ecken durch je einen Turm verstärkt werden. Die Hauptfront, gebildet durch den Pallas (Wohntrakt) und die beiden Haupttürme, schaut gegen Süden und überwacht die Stadt. Das erste Tor, auf der Ostseite gelegen, war ursprünglich mit Graben und Fallbrücke



Burg Rapperswil (nach H. von Caboga).

- 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 Tore und Eingänge; 8 Bergfried; 9 Zeitturm; 10 Eckturm;
11 Brunnen; 12 Webergang; 13 Armbrustscharte; 14 Aborte.

versehen und wird überragt vom «Zitturm». Ein schmaler Weg führt vor dem Pallas und dem «Gügelerturm» zum äussern Burghof, dem heutigen «Lindenhof». Auch das Tor zum innern Burghof war einst mit Graben und Fallbrücke ausgestattet. Der «Gügelerturm», der als Bergfried der Burgfamilie die letzte Zuflucht bot, steht getrennt vom Wohntrakt; er schützt gleichzeitig das innere Tor. Die Burgkapelle erbaute man ausserhalb der östlichen Burgmauer, wo heute die Pfarrkirche steht. Die Innenräume des Pallas wurden im Laufe der Jahrhunderte stark verändert; nur wenige Türbogen und eine Decke haben die gotischen Formen bewahrt. — Heute hat das *Internationale Burgenforschungs-Institut* dort seinen Sitz.

In einer Schau zeigt es die Entwicklung der mittelalterlichen Burg und das Leben der Burgbewohner.

Vor der Burg «Neu-Rapperswil», so geheissen im Gegensatz zur Stammburg «Alt-Rapperswil» in der March, entstand während des Burgbaues oder eher nach dessen Vollendung *die Stadt*. Sie bildete eine «Vorburg». Darin liessen sich einerseits ritterliche Dienstmänner der Rapperswiler nieder; andererseits zogen Bauern, Handwerker und Krämer hinter die schützenden Mauern. Die Kleinstadt, ursprünglich nur aus drei Häuserzeilen und zwei Gassen bestehend, wuchs rasch; der Mauerring wurde innert weniger Jahrzehnte zweimal, vielleicht sogar dreimal, erweitert. Die ganze Halbinsel war in ein festes Bollwerk verwandelt, das nur von Osten her ernstlich bedroht werden konnte. Das Stadtwappen zeigt zwei rote Rosen auf weissem Grunde, wovon der Name «Die Rosenstadt» kommt.

Die Freiherren nannten sich seit dem Burgbau *Grafen von Rapperswil*; aber schon 1283 starb der letzte Rapperswiler. Seine Schwester, die mit Rudolf von Habsburg-Laufenburg verheiratet war, und auch ihr Sohn, Graf Johann I., wurden vom verwandten Hause Habsburg-Oesterreich unter Druck gesetzt und mussten ihm Güter abtreten. Als 1336, nach der Brunschen Umwälzung, die Zürcher Aristokraten nach Rapperswil flohen, begann ein jahrhundertlanges Ringen zwischen beiden Städten am See. Zürich, die grosse Handelsstadt, erstrebte die Herrschaft über den ganzen See²⁾ und wollte sich besonders den Weg nach den rätischen Bergen sichern; Rapperswil jedoch setzte sich zur Wehr. Graf Johann I. fiel im Kampfe gegen die Zürcher, und sein Sohn, Graf Johann II., wurde in der Zürcher Mordnacht 1350 gefangen genommen. Bürgermeister Brun brach die Burg Alt-Rapperswil und verwüstete auch Burg und Stadt Neu-Rapperswil. Nach seiner Freilassung verkaufte Johann II. die Grafschaft im Jahre 1354 an Oesterreich. Die neuen Her-

²⁾ Der «Dreiländerstein», die Grenzmarke zwischen St. Gallen, Schwyz und Zürich, steht noch heute direkt an der Westseite des Seedamms.



Altes Stadtsiegel von zirka 1360, in natürlicher Grösse, versehen mit dem rot-weissen Schild Oesterreichs und dem Banner Rapperswils: Habsburgische Löwen und die Rose, die Stadtwappen-Figur.

ren bauten Stadt und Burg wieder auf, und zwar stärker, als sie vorher gewesen.

Als österreichisches Städtchen spielte Rapperswil eine wichtige Rolle im Kriege zwischen Habsburg-Oesterreich und der jungen Eidgenossenschaft, denn es lag in der vordersten Kampflinie. Hier konnte die Verbindung zwischen Zürich und Glarus durchschnitten, von hier aus das Land Schwyz bedroht werden. Durch die Gewährung von Freiheiten gewann Oesterreich die Zuneigung und Treue der Bürger. Sie zogen 1388 mit nach Näfels und schlugen nachher einen schweren Sturm der Eidgenossen auf ihre Stadt ab. Als 1415 der Herzog von Oesterreich vom Kaiser geächtet wurde, erklärte sich Rapperswil als reichsfrei; doch schon 1442 kehrte es zu Oesterreich zurück und beschwor mit Zürich und Oesterreich einen Kampfbund



Die Veste Rapperswil und die Seebrücke um 1600 (n. Merian).

gegen die Alpendemokratie. Eidgenössische Truppen erschienen mehrmals vor der Stadt und belagerten sie im Jahre 1444 sieben Monate lang: Rapperswil hielt Sturm und Hunger stand. Die in Schulden geratenen Bürger fanden aber beim damaligen Herzog wenig Verständnis, und so wuchs die Zahl der eidgenössisch Gesinnten rasch. Als 1458 die Harste aus den Urkantonen vom «Plappartkrieg» heimkehrten, wurden sie in Rapperswil gastfreundlich aufgenommen, und 1464 beschworen Schultheiss, Rat und Bürger mit den Landleuten von Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus ein Schirmbündnis: Rapperswil trat als *zugewandter Ort* der Eidgenossenschaft bei. Gleichzeitig wurde es Herrin über das umliegende Gebiet, die sogenannten «Hofgemeinden», die heute die Gemeinde Jona bilden.

Die *Seebrücke*, ein Wunderwerk der alten Zeit, wurde während der österreichischen Herrschaft erbaut. Es war Herzog Rudolf IV., der Erbauer des Stephansdomes und Gründer der Universität Wien, der 1358 den Brückenschlag befahl, und zwei Jahre später war der Holzsteg von 1850 Schritt Länge erstellt. Wenn auch mehrmals erneuert, blieb seine Bauart bis ins 19. Jahrhundert fast unverändert. In seiner «Beschreibung des Zürich-Sees» (1602) berichtet H. E. Escher: «Die Laden (= Bretter) darauf seind nicht angenaglet, hat auch keine Lehen, damit, wann der Wind (wie oft geschihet) stark gehet, er nicht die ganze Brugg hinweg reisse; auf diese weise fället er nur etliche Läden hinweg. Die sich zu solchen Zeiten darauf befindenden Personen pflegen den langen Weg (= der Länge nach) über die Laden zu liegen, bis man ihnen mit Schiffen zuhilff kommt.» Der Zoller, der im Zollhaus beim Brückentor wohnte, forderte von jedem Durchreisenden das Brückengeld. Als das 19. Jahrhundert eine gewaltige Verkehrssteigerung brachte, wurde 1878 der Holzsteg durch einen festen Dammbau ersetzt. Heute erinnert noch das «Heilig Hüsli», die ehemalige Brückenskapelle, an den mittelalterlichen Reise- und Pilgerweg.

Das *Rathaus auf dem Hauptplatz* war das Wahrzeichen und der Mittelpunkt der freien Stadt. Hier versammelten sich der Grosse und der Kleine Rat, beide seit 1435 ur-

kundlich belegt. Der Grosse Rat, der 24 Mitglieder zählte, beriet stets gemeinsam mit dem Kleinen Rat und entschied in allen wichtigen Fragen. Der Kleine Rat, aus 12 Mitgliedern bestehend, war die eigentliche Regierung und ergänzte sich selbst. Nur der Schultheiss wurde jedes Jahr am «Schwörsonntag» von der ganzen Burgerschaft gewählt. Obwohl der Ratssaal durch einen Umbau etwas gelitten hat, ist er noch heute mit seinen dreiteiligen Fenstern, dem gotischen Portal, dem einzigartigen Renaissance-Eisenofen und den schönen Diogg-Bildern ein prächtiger Raum. Zudem sind dort in einem Schauschrank zahlreiche barocke Stadt- und Zunftbecher ausgestellt.

Das Landenberghaus auf dem Herrenberg, d. h. am alten Burgweg, ist ein interessanter Bau aus dem 15. Jahrhundert. Es steht neben einem alten Turm, heute «Breny-Turm» geheissen, der den Mauerring der Stadt verstärkte und als Vorwerk auch die Burg schützte. Im 15. Jahrhundert gehörte das Haus dem vornehmen Geschlechte derer von Landenberg. Aus ihrer Zeit stammt die prachtvolle Wohndiele mit bemaltem Täfer, gotischen Fenstern und einer Eichensäule, geschmückt mit dem Landenberg-Wappen. — Im *Heimatmuseum*, untergebracht im 2. Stockwerk, sind neben Funden aus dem römischen Kempraten besonders die Werkgegenstände aus spätgotischer Zeit sehr beachtenswert: eine lebensgrosse Holzstatue des hl. Johannes des Täufers (1502), ein Schrank mit Flachschnitzereien, Kelche, Straussenei-Reliquiare, Abtsstab und Inful des aufgehobenen Klosters Rüti.

Während der *Reformation* entbrannte der Kampf zwischen Rapperswil und Zürich aufs neue und wurde durch den konfessionellen Gegensatz noch verschärft. Kurz vor dem Zweiten Kappelerkrieg gelang es Zürich, mit Hilfe der Joner Hofleute den Rat zu stürzen; die neue Lehre schien zu siegen. Doch nach dem Tag von Kappel verlangten die siegreichen Innern Orte die Rückkehr zum alten Glauben. Sie wollten die wichtige Veste sicher in ihren Händen haben, denn einerseits verband Rapperswil die katholische Innerschweiz mit der Abtei St. Gallen und mit Oesterreich, andererseits trennte es Zürich von den mehrheitlich reformierten Orten Glarus und Graubünden. Die Innern Orte erreichten ihr Ziel: Rapperswil blieb bei-

nahe 200 Jahre lang eine feste Burg des alten Glaubens. Umsonst erschien 1656, im Ersten Villmergerkrieg, das Zürcher Hauptheer unter General Rudolf Werdmüller vor der Stadt und belagerte sie vier Wochen lang. Erst 1712, als Zürich und Bern bei Villmergen die Innern Orte geschlagen hatten, ging Rapperswil mit den Siegern einen Vertrag ein und öffnete die Tore. Die drei neuen Schirmorte Zürich, Bern und Glarus versprachen den Burgern, «sie bei der catholischen Religion ohngehindert auf ewig» zu lassen.

Im Zeitalter der Glaubenskämpfe blühte in Rapperswil die *Goldschmiedekunst*. Zwei prächtige Stücke des Kirchenschatzes, die grosse Turmmonstranz und das Reliquienkreuz mit der Kreuzpartikel, stammen noch aus der Zeit der Spätgotik. Von 1600 an wurde in drei Werkstätten gearbeitet, denn der prunkliebende Barock wünschte stets neue Kirchenzierden und Schmuckgefässe. Kirche und Rathaus besitzen eine bedeutende Anzahl Monstranzen, Kelche und Pokale, geschaffen von Rapperswiler Meistern (Ysenschlegel, Dumeisen, Dietrich).

Als 1798 die Franzosen in die Schweiz eindrangten, brach der Kleinstaat am Zürichsee zusammen: *die moderne Zeit* begann. Rapperswil wurde zuerst dem helvetischen Kanton Linth, vier Jahre später dem neugeschaffenen Kanton St. Gallen zugeteilt. In dieser Zeit des Umbruchs lebte im Städtchen der Bildnismaler Felix Maria Diogg, ein Urserentaler. Noch heute hängen Werke dieses grossen Künstlers im Rathaus, im Heimatmuseum und in einigen Bürgerstuben.

Damals wurden am Stadtbach, ziemlich weit ausserhalb der Ringmauern, die ersten Spinnmaschinen aufgestellt. In den Gassen des Städtchens aber hämmerten und hobelten, schneiderten und feilten das ganze 19. Jahrhundert hindurch tüchtige Handwerker: der Messerschmied und der Wagner, der Bürstenbinder und der Schneider, der Hutmacher und andere. Die neuen Verkehrsmittel zeigten jedoch deutlich den *Siegelauf der Maschine*. Im Jahre 1835 landete das erste Dampfschiff, die «Minerva», und in den sechziger und siebziger Jahren trafen täglich sechs bis neun Dampfer ein. Bereits hatte auch der Bahnbau eingesetzt. 1859 war der Schienenstrang Sargans—Ziegel-

brücke—Rapperswil—Wallisellen gelegt; 1875 wurde die linksufrige Linie Zürich—Ziegelbrücke, 1876 die Tössalpbahn eröffnet. Nach Vollendung des Seedamms (1878) verband die Eisenbahn auch die beiden Seeufer; aber erst die Südostbahn brachte 1891 den Anschluss an die Gotthardlinie. Nachher wurden noch die rechtsufrige Seebahn (1894) und die Bodensee—Toggenburg-Bahn (1910) erbaut. Heute fahren täglich über 250 Züge ein und aus: Rapperswil ist ein bedeutender Knotenpunkt im schweizerischen Bahnnetz. Das Dampfschiff dient nur noch dem Ausflugsverkehr, bringt aber an schönen Tagen viel Volk aus der grossen Stadt unten am See. Ungezählte Fremde lenken auch ihre Autos gegen die Halbinsel Rapperswil. Sie alle, gross und klein, freuen sich, wenn in der Ferne die Rapperswiler Türme erscheinen. Wohl hat das Städtchen seinen Mantelring mit den vier Toren verloren, aber der Kern, bestehend aus Burg, Kirche und Altstadt, ist noch unversehrt.

Droben auf dem Burghügel erkennt man am besten die eigenartige Lage Rapperswils. Gegen Westen und Norden liegen die flachen Hügel der Hohen Rone, des Albis und des Pfannenstiels; im Süden und Osten stehen die Wägitalerberge, der Glärnisch, der Speer und dahinter der Säntis. Mitten in der Kette klafft die Glarnerlücke, das Tor zum Walensee und den Bündner Pässen; über die See-Enge führt die Dammstrasse nach den Niederungen neben der Etzelkuppe und in die Urschweiz. So auf der Grenzmark zwischen Alpen und Mittelland, an der Furt zwischen Ober- und Untersee, musste Rapperswil stets ein wichtiger Verkehrspunkt bleiben.

Eugen Halter.

Beiträge zur Behandlung der Zürichseegegend auf der Mittelstufe

Beispiele von Arbeitskarten

A. Übersicht

1. Verbindet die beiden Enden des Sees (Zürich—Schmerikon) durch eine mehrfach gebrochene Linie «im See»! Berechnet für den eigentlichen Zürichsee und für den Obersee die wirkliche Länge dieser Linie!
 2. Schätzt die Kilometerzahl für eine *Rundreise* Zürich—Meilen—Rapperswil—Freienbach—Horgen—Zürich! Wieviel Stunden würde ein Fussgänger für diese Strecke brauchen?
 3. Messt die grösste Breite!
 4. Wo findet ihr grössere Buchten? Wo Landzungen? Wo Inseln?
 5. Nennt die Kantone, die Anteil am Zürichsee haben! Vergleicht!
 6. Vergleicht die Gewässer, die in die beiden Seeteile münden, nach ihrer Grösse, und beachtet dabei auch den Verlauf der Uferlinie! — Nennt den Zufluss des Obersees und den Ausfluss des Zürichsees!
- Mit der Schulkarte des Kantons Zürich können im Gruppenunterricht leicht weitere Aufgaben gelöst werden.

B. Rapperswil

(Schulkarte des Kantons Zürich; Sandkasten)

1. Formt die Gegend von Rapperswil im Sandkasten!
2. Ueberlegt euch die Vorteile der Lage der von den Rapperswiler Grafen gegründeten Stadt.
3. Wie ist es wohl nach dem Bau des Schlosses zur Entstehung einer kleinen Stadt gekommen? Notiert eure Vermutungen!

C. Schloss Rapperswil

Stellt nach den folgenden Angaben einen *Bericht* zusammen! Wohnsitz der einstigen Grafen (Palas) zwischen den zwei Südtürmen. Mächtigster Turm = Bergfried, im Volk «Gügeliturm» genannt («gügeln» = ins Horn stossen, z. B. bei Brandausbrüchen). Heute nur noch die

Grundmauern der ursprünglichen Burg vorhanden: Schleifung (= Zerstörung) im Krieg der Zürcher gegen Rapperswil, 1350. Wiederaufbau durch die Habsburger. Später Sitz von Vögten bis 1803 (in diesem Jahr Zuteilung Rapperswils zum neugegründeten Kanton St. Gallen), bis 1820 Zuchthaus, dann Theatersaal und Mietwohnungen. 1869—1952: Polenmuseum. (Der polnische Flüchtling Graf Plater mietete das Schloss, um durch die Ausstellung darin die Erinnerung an Polen in seinen Landsleuten, die in der Schweiz lebten, wachzuhalten.) Seit 1952: Internationales Burgenforschungsinstitut.

D. Der Damm

Lest den folgenden Bericht genau durch und schreibt euch danach etwa zehn *Merkwörter* auf, die ihr benutzen dürft, wenn ihr den Kameraden vom Rapperswiler Seedamm erzählt!

Im Jahr 1358 war Herzog Rudolf der Geistreiche Rapperswils Herrscher. Er fasste den Plan, neuerworbene Gebiete auf der linken Seeseite mit Rapperswil durch eine Brücke zu verbinden; nun konnten auch die nach Einsiedeln wallfahrenden Pilger «ire Gottzfahrt desto ringer vollbringen», wie es in einem alten Buch heisst. Auf die in den Seegrund gerammten eichenen Pfähle wurden Balken und darüber lose Läden gelegt. Wären die Bretter fest angemacht gewesen, so hätte ein Sturm eines Tages vielleicht die ganze Brücke in den See geworfen; so aber konnte der Wind höchstens einzelne Läden in die Wellen kippen.

Als vor etwas mehr als hundert Jahren die hölzerne Brücke dem Verkehr nicht mehr genügte, schlugen kluge Männer vor, einen breiten Damm aus Steinen zu bauen. Dagegen wehrten sich zuerst die Leute am Obersee. Sie glaubten, der Steindamm stau das Wasser, so dass ihre Aecker und Wiesen überschwemmt würden. Erst als es hiess, man wolle eine Bahn über den See bauen, liess sich die Bevölkerung für den Dammbau gewinnen.

Damals kannte man das Auto noch nicht. Mit der Entwicklung des modernen Autoverkehrs wurde aber die Strasse neben der Bahnlinie zu schmal. Im Jahre 1938

schlossen die Kantone St. Gallen, Schwyz und Zürich sowie die Südostbahn einen Vertrag miteinander: Mit Hilfe des Bundes wollten sie die Strasse über den Damm verbessern und verbreitern. Bald konnte mit dem Bau begonnen werden. Der Damm wurde gegen den Obersee hin um einige Meter breiter aufgeschüttet, und es entstand eine neue Brücke, unter der sogar Dampfschiffe durchfahren können. Nach dem durch den Zweiten Weltkrieg (1939 bis 1945) verursachten Unterbruch der Bauarbeiten konnte der neue Seedamm am 5. Mai 1951 endlich eingeweiht werden.

E. Ufenau

(Nach «Rapperswiler Heimatkunde», von Konrad Bächinger)

1. Lest, was auf S. 99 und 100 das *Zürcher Lesebuch der 5. Klasse* von der Ufenau zu berichten weiss!

Zeichnet den *Plan der Insel* an die Tafel! Ihr sollt den Inhalt des Lesestückes bis S. 100, 2. Absatz, frei wiedergeben und dabei die Oertlichkeiten auf dem Plan zeigen können.



2. Die Kirche St. Peter und Paul war Pfarrkirche für zahlreiche Ortschaften an beiden Seeufern. Sicher war es ein schöner Anblick, wenn an den hellen Sonntagmorgen eine kleine Flotte von Schiffen und Booten von allen Seiten der grünen Insel zustrebte. Im Winter dagegen . . . (versucht, zu ergänzen! — Denkt noch einen Schritt weiter: Wozu entschloss man sich dann wohl?)
Plan:

S. a. «Schweiz. Lehrerzeitung», Jahrgang 1954, Seite 223 f.!

Erwin Kuen.

- Nr. 31 Verkehrsflugzeuge. Maler: Hans Erni, Luzern.
Kommentar: Max Gugolz.
- Nr. 34 Heimweberel. Malerin: Anne Marie v. Matt-Gunz, Stans.
Kommentar: Martin Schmid, Marie Accola, David Kundert, Albert Knöpfli.
- Nr. 48 Glesserei. Maler: Hans Erni, Luzern.
Kommentar: A. v. Arx.
- Nr. 55 Schuhmacherwerkstatt. Maler: Theo Glinz, Horn.
Kommentar: Max Hänsenberger.
- Nr. 65 Bauplatz. Maler: Carl Bieri, Bern.
Kommentar: Max Gross, Eugen Hatt, Rudolf Schoch.
- Nr. 70 Dorfschmiede. Maler: Louis Georg-Lauresch †, Genf.
Kommentar: Pierre Gudat, Max Hänsenberger, Hans Stoll, Vreni Schüepp.
- Nr. 74 Backstube. Maler: Daniele Buzzi, Locarno.
Kommentar: Andreas Leuzinger, Hans Stoll, Willi Stutz.
- Nr. 79 Töpferei. Maler: Henri Bischoff †.
Kommentar: Jakob Hutter.

Märchen

- Nr. 21 Rumpelstilzchen. Maler: Fritz Deringer †, Uetikon am See.
Sammelkommentar zur 4. Bildfolge (J. u. W. Grimm, Fritz Deringer, M. Stimmen, Martin Schmid). Vergriffen.

Urgeschichte

- Nr. 30 Höhlenbewohner. Maler: Ernst Hodel, Luzern.
Kommentar: Karl Keller-Tarnuzzer.
- Nr. 51 Pfahlbauer. Maler: Paul Eichenberger, Beinwil am See.
Kommentar: Reinhold Bosch, Walter Drack.

Allgemeine Geschichte

- Nr. 40 Römischer Gutshof. Maler: Fritz Deringer †, Uetikon am See.
Kommentar: Paul Ammann, Paul Boesch †, Christoph Simonett.
- Nr. 72 Mittelalterliches Kloster. Maler: Otto Kälin, Brugg.
Kommentar: Heinrich Meng, Wettingen.
- Nr. 66 Burg. Maler: Adolf Tüche, Bern.
Kommentar: E. P. Hürlimann, René Teuteberg.
- Nr. 35 Handel in einer mittelalterlichen Stadt. Maler: Paul Boesch, Bern.
Kommentar: Werner Schnyder.

Schweizergeschichte und Verfassungkunde

- Nr. 71 Alamannische Siedelung. Maler: Reinhold Kündig, Horgen.
Kommentar: Hans Ulrich Guyan.
- Nr. 44 Die Schlacht bei Sempach. Maler: Otto Baumberger, Unterengstringen.
Kommentar: Hans Dommann †.
- Nr. 45 St. Jakob an der Birs. Maler: Otto Baumberger, Unterengstringen.
Kommentar: Albert Bruckner, Heinrich Hardmeier.
- Nr. 23 Murten 1476. Maler: Otto Baumberger, Unterengstringen (Zeh.).
Sammelkommentar zur 4. Bildfolge (Georg Thürer, E. Gagliardi †, E. Flückiger, E. A. Gessler †, Hch. Hardmeier). Vergriffen.
- Nr. 58 Giornico 1478. Maler: Aldo Patocchi, Lugano.
Kommentar: Fernando Zappa.
- Nr. 53 Alte Tagsatzung. Maler: Otto Kälin, Brugg.
Kommentar: Otto Mittler, Alfred Zollinger.
- Nr. 5 Söldnerzug. Maler: Burkhard Mangold, Basel.
Kommentar: Hch. Hardmeier, Ed. A. Gessler †, Christ. Hatz †.
- Nr. 54 Bundesversammlung 1848. Maler: Werner Weiskönig, St. Gallen.
Kommentar: Hans Sommer.
- Nr. 27 Glarner Landsgemeinde. Maler: Burkhard Mangold, Basel.
Kommentar: Otto Mittler, Georg Thürer, Alfred Zollinger.
- Nr. 32 Grenzwacht (Mitrailleure). Maler: Willi Koch, St. Gallen.
Kommentar: Robert Furrer, Charles Grec, Karl Ingold, Paul Wettstein.
- Nr. 75 Fahnenmehrung 1945. Maler: Werner Weiskönig, St. Gallen.
Kommentar: Hs. Thürer, Theo Luther, Max Nef.

Orbis pictus (geographische Auslandsrie)

- Nr. 63 Fjord. Maler: Paul Röthlisberger, Neuchâtel.
Kommentar: Hans Boesch, Walter Angst.
- Nr. 64 Wüste mit Pyramiden. Maler: René Martin, Perroy sur Rolle.
Kommentar: F. R. Falkner, Herbert Riecke.
- Nr. 68 Oase. Maler: René Martin, Perroy sur Rolle.
Kommentar: M. Nobs.
- Nr. 76 Vulkan. Maler: Fred Stauffer, Wabern.
Kommentar: Karl Suter.
- Nr. 84 Reisplantage. Maler: Georges Item, Biel.
Kommentar: Werner Wolf.

GG
4.
ZU